

# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT  
IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN,  
ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

---

---

Band XXXIV.

Dezember 1926.

Heft 7.

---

---

## DIE NEUEREN SPRACHEN IM RAHMEN DER FRANZÖSISCHEN «RÉFORME DE L'ENSEIGNEMENT SECONDAIRE».

Vor etwa zwei Jahren hat A. Robert in seinem Aufsatz «La Bataille des Humanités»<sup>1)</sup> sehr klar dargelegt, welche prinzipiellen Gegensätze zu den rasch wechselnden Reformen des französischen höheren Schulwesens geführt haben. Der Gärungsprozess, den das Schulwesen Frankreichs in der Nachkriegszeit durchmacht, ist noch keineswegs abgeschlossen. Was hier mitgeteilt wird, ist eine neue Phase in dem krisenhaften Zustand, in dem sich Frankreichs höheres Schulwesen heute noch immer befindet. Für die künftige Entwicklung sind weit mehr kulturpolitische Faktoren maßgebend, als in dem Rahmen dieses Aufsatzes erörtert werden kann. Es sei daher nur das Wichtigste aus den großen Redekämpfen im Palais Bourbon skizziert, deren genaueres Studium eine reiche Ausbeute für jeden bietet, der das geistige Antlitz des heutigen Frankreich kennen lernen will.

Am 3. Mai 1923 erließ der Unterrichtsminister im letzten Kabinett Poincaré, Léon Bérard, das Reformdekret, mit dem an sämtlichen höheren Schulen Frankreichs der altklassische Sprachunterricht für alle Schüler vom 11. bis zum 14. Lebensjahr verbindlich erklärt wurde. Diese radikale Reform blieb jedoch kaum ein Jahr lang wirksam. Nach dem Wahlsieg der Linksparteien wurde die französische Schuljugend wieder vor die Entscheidung gestellt, ob sie statt der klassischen eine völlig lateinlose Bildung wählen oder sich einem gemischt lateinisch-modernsprachlichen Unterrichtstypus zuwenden wolle. Wenn dadurch, daß Léon

---

<sup>1)</sup> In dieser Zeitschrift Bd. XXXII, S. 296.

Albert, der Unterrichtsminister Herriots, (im Jahre 1924) das Bérardssche Dekret aufhob, noch keineswegs der status quo der Leyguesschen Reform des Jahres 1902 wieder hergestellt wurde, so war doch der Leitgedanke dieser Neuerungen wieder als richtig anerkannt. Der Bildungswert der französischen Sprache erlangte damit in Frankreich wieder jene Einschätzung, für die seit dem 18. Jahrhundert führende Geister gekämpft haben.

Georges Leygues legte in der bedeutenden Verteidigungsrede, die er im Mai 1923 für die von ihm inaugurierte und durchgeführte Reform des Jahres 1902 hielt, in großen Umrißlinien dar, wie die Oratorianer, die Jansenisten und Rollin die französische Bildung von den anachronistischen Methoden der Jesuiten befreien wollten; wie dieses Streben in der Revolutionszeit fortgesetzt und unter dem ersten Kaiserreich nicht völlig unterbrochen war, um schließlich nach mannigfachen Hemmungen von Victor Duruy, dem Unterrichtsminister Napoleons III., wenn auch unzulänglich, verwirklicht zu werden. Die Bemühungen wurden von den Unterrichtsministern der dritten Republik unentwegt fortgesetzt und fanden ihre Krönung in den Ergebnissen der großen Ribotschen Enquête des Jahres 1898 bis 1900, deren Beratungen in fünf Großfoliobänden niedergelegt sind. Als Ergebnis dieser Reform wurde neben drei Typen, in denen Latein verbindlich war (sei es in Verbindung mit Griechisch oder Naturwissenschaften oder mit modernen Sprachen), ein völlig lateinloser Typus geschaffen, der die Verwirklichung des seit 150 Jahren angestrebten *enseignement moderne* darstellen sollte.

Für diesen auf dem Bildungswert der modernen Sprachen, vor allem des Französischen, beruhenden Schultypus traten bei den Beratungen Männer wie Gérard, Liard, Gaston Paris, Paul Meyer, Michel Bréal, die entschiedene Humanisten waren, ein, aber auch Politiker wie Raymond Poincaré, Denys Cochin und Jaurès.

Was dann die Parlamentarier in den Jahren 1922/23 über den höheren Bildungswert der antiken oder der modernen Sprachen verkündeten, geht über rein philologische Erwägungen weit hinaus. Von beiden Seiten, sowohl von den unentwegten Anhängern der Antike als von den Verfechtern des *enseignement moderne*, wurden Argumente ins Treffen geführt, die zwar nicht den Reiz der Neuheit für sich haben, die aber sowohl durch ihren einprägsamen Ausdruck als auch durch die kulturpolitischen Ideen, aus denen

sie hervorquellen, gerade in der Nachkriegszeit eine besondere Bedeutung gewinnen. Die große Rede, die Leygues im Juni und Juli 1923 vor den Deputierten hielt, gipfelt in dem Nachweis, daß der unermessliche Reichtum der französischen Kultur an geistigen Gütern jeder Art es absurd erscheinen lasse, daß die gesamte französische Jugend zwangsweise die Grundlagen ihrer Bildung der Antike entlehnen solle. Den schärfsten Ausdruck fand diese Ansicht übrigens in einer Äußerung Ferdinand Brunots, der in einem Manifest folgendes wörtlich verkündet hat: „Wer behauptet, daß die rein französische, auf unserer Sprache, unserer Literatur, unseren Künsten, unserer Zivilisation, unserem Geistesleben ruhende Kultur nicht zur Erziehung eines jungen Franzosen genüge, versetzt dem Ansehen, das wir in der Welt genießen, einen tödlichen Streich. Wir weigern uns, uns diesem spontanen Bekenntnis des geistigen Bankrotts anzuschließen, dieser freiwilligen Demütigung Frankreichs<sup>1)</sup>.“ In der Rede, die Léon Bérard zur Verteidigung seines Lateindekretes hielt, bezeichnete er eine solche Äußerung aus dem Munde des Doyen de la Faculté des Lettres als unerhört und führte als Zeugnis gegen den extrem modernistischen Dekan den Ausspruch Bossuets an: „Was ich an Stil erlernt habe, verdanke ich lateinischen Büchern und auch ein wenig griechischen.“ (Im Juli dieses Jahres erklärte Brunot mir in einem Privatgespräch neuerlich, daß aus dem Lateinischen für die moderne Bildung nichts mehr herauszuholen wäre, was nicht in irgendeiner Form bereits in der französischen Kultur aufgegangen sei. Er fügte hinzu, daß dies fürs Griechische nicht gelte, daß die Erforschung des Hellenismus gerade in der Gegenwart ständig Neues zutage fördere, bestritt aber, daß er aus den angeführten Gründen etwa das Studium des Lateinischen aus dem Schulunterricht gänzlich ausmerzen wolle; das wäre ihm nie eingefallen. Er wies nur darauf hin, daß die stets wachsende Zahl der Schüler es notwendig erscheinen lasse, daß neben dem rein klassischen Unterricht auch eine auf moderner Kultur fußende Bildungsmöglichkeit erhalten bleibe. Daß man Französisch ohne Kenntnis des Lateinischen nicht gründlich erlernen könne, sei ein Aberglaube. Brunot bemerkte noch, er käme übrigens auch in Verlegenheit, wenn er an die Lateinkenntnisse französischer

<sup>1)</sup> Zit. nach L. Bérard «Pour la réforme classique de l'enseignement moderne». (Paris, Colin 1923.)

Abiturienten appellieren wollte, die trotz klassischer Vorbildung in den letzten Jahren immer weniger klassisches Wissen auf die Universität mitgebracht hätten.

Es soll in diesem Zusammenhang nicht erörtert werden, welche Kriterien in Frankreich auf die Entscheidung über den Erziehungswert der beiden Bildungsmöglichkeiten mitwirken. Das Ziel ist in beiden Fällen das gleiche: die Heranbildung der künftigen Generation mit Hilfe der wirksamsten Mittel. Und so sehr die Meinungen über den Vorrang der Antike oder der Moderne auseinandergehen mögen, Einigkeit besteht über den hohen Bildungswert, der den philologisch-historisch-kulturellen Disziplinen innewohnt. Und wenn auch die Modernisten den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern einen größeren Platz im Unterricht gesichert wissen wollten: die französische Reformdebatte stand vor allem im Zeichen einer klaren Hochschätzung des Sprachstudiums als Vermittler sei es antiken, sei es modernen Geisteslebens. Die Argumentation freilich war nicht immer die gleiche. Bérard sagt vielmehr, das Studium der antiken Sprachen sei jenes, das die beste Gewähr für die Erreichung des Bildungszieles biete, und er bezeichnet, anknüpfend an die Definition, die die Urteilskraft in Port Royal erfahren hat (*Le jugement est proprement l'action de notre esprit et la manière dont nous pensons*), die *Bildung der Urteilskraft* als die eigentliche Aufgabe des Unterrichtes. Als Gesinnungsgenossen führt er in geschickter Weise Herriot an, der — in der letzten Debatte (1923) einer der glühendsten Verfechter der „Section moderne“ — etwa 20 Jahre früher bei einer Preisverteilungsrede gesagt hatte: „Ich werde die klassischen Autoren nicht wegen der Ideen, die sie uns liefern können, verteidigen; sondern ich sage vielmehr, daß der Nutzen, den die klassischen Studien uns bieten, gerade auf ihrer scheinbaren Nutzlosigkeit beruht. Heute beschwört uns jeder, in aller Eile Industrielle oder Kaufleute heranzubilden. Niemand oder fast niemand erinnert uns daran, daß wir vor allem Menschen, richtig urteilende und gut funktionierende Köpfe brauchen. Unsere Kritiker wollen nicht bekennen, daß der Unterricht vor allem ein formaler ist, daß die Maschine vor allem gebaut werden muß, um sie für diese oder jene Arbeit zu verwenden und daß bisher nichts die langsame und uninteressierte Praxis der klassischen Sprache und Literatur zu ersetzen vermocht hat. Nichts, nicht einmal das Studium des 17. Jahrhunderts in Frank-

reich, dessen Erfassung und Wertschätzung Euch — (Herriot sprach damals vor Schülern) — soviel Mühe macht.“ Und nach Ausführung dieses Gedankens schließt Herriot mit den Worten: „Ich weiß, wie tüchtig und intelligent Eure Lehrer der modernen Fächer sein müssen, um den Mangel klassischer Übungen zu ersetzen.“

Es sei in diesem Zusammenhange übrigens betont, daß auch die Verfechter des *enseignement moderne* den Bildungswert der antiken Sprachen keineswegs gering einschätzen. So sagt z. B. Georges Leygues, der beredteste Verteidiger des *enseignement moderne*, zu seinen Gegnern, den intransingenten Konservativen, gewendet, wörtlich folgendes: „Ihr habt den Schöpfern der Reform des Jahres 1902 vorgeworfen, daß sie den modernen Fremdsprachen den gleichen Wert zugebilligt hätten wie den antiken. Niemals haben sie das getan. Man sagt es aber, und schafft damit eine Verwirrung, die man ausnützt. Der Erziehungswert der modernen Sprachen, so groß er ist, reicht nicht an den der antiken Sprachen heran und nicht an den des Französischen. Was man behauptet und was ich für richtig halte, ist, daß das Studium der lebenden Sprachen unerläßlich ist.“ Nur führt der ehemalige französische Unterrichtsminister überraschenderweise recht utilitaristische Gründe für die Zweckmäßigkeit des Studiums moderner Sprachen an.

„Die ganze Welt ist in ein Netz von elektrischen Drähten eingeflochten, Hertzsche Wellen durchzucken unaufhörlich den Äther, unzählige Verkehrsadern durchfurchen den Erdball. Die menschliche Geistestätigkeit bedient sich unablässig der Verkehrsmittel, die ihren Weg durch die Luft oder unter den Meeren nehmen. Das Lebensfluidum gleitet dahin und verbindet die Völker miteinander von einem Ende der Welt bis zum anderen. Um an dieser Bewegung mit Nutzen Anteil zu nehmen, muß man die fremden Sprachen können, und, um sie zu können, muß man sie mittels der direkten Methode lernen. Man hat sich über diese Methode lustig gemacht. Sie schließt das ernste Studium der Syntax und der fremden Literaturen nicht aus.“. „Seit 20 Jahren bilden wir licenciés und agrégés der Fremdsprachen heran. Seit 20 Jahren begeben sich diese Leute ins Ausland, um die fremden Sprachen zu lernen, indem sie in Deutschland, in Italien, in Spanien, in England leben. Sie sprechen das Englische, das Deutsche wie Engländer und wie Deutsche; sie kennen das Idiom und die Literaturgeschichte von Grund aus. Es sind ausgezeichnete

Lehrer. Sie haben vorzügliche Schüler herangebildet. Es gibt gegenwärtig in der ganzen Welt kein Land, wo man die lebenden Sprachen besser spricht als in Frankreich. Diese Anerkennung bezeugen uns auch die Fremden.“ Der Minister Bérard gibt in einem Zwischenruf wohl zu, daß die Lehrer trefflich seien, die Lehrergebnisse jedoch weniger. Dem widerspricht Leygues mit dem Hinweis auf die Erfahrungen im Krieg, die bewiesen haben sollen, daß die Absolventen des *enseignement moderne* zu Dolmetschdiensten sehr geeignet waren. Im übrigen schließt Leygues seine Bemerkungen über die neueren Sprachen mit folgender Feststellung ab: „Der Unterricht der modernen Sprachen ist unerläßlich. Das Lateinische als Universalsprache hat einen Niedergang zu verzeichnen. Zur Zeit eines Bacon, Descartes, Mazarin war das Latein für die Philosophen, die Diplomaten und die Gelehrten unentbehrlich. Heute ist das Latein nur noch für die Kirche eine Universalsprache . . . Die Kenntnis moderner Sprachen ist dagegen für jeden, der über den Fortschritt der großen Völker auf naturwissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Gebieten unterrichtet bleiben will, unbedingt nötig.“

Die Gegenüberstellung des Bildungswertes der klassischen Sprachen (zu denen die Franzosen auch das Französische rechnen) und der modernen, ist ganz augenfällig. Sowohl die Anhänger als auch die Gegner eines Unterrichtes, der sich auf der einheitlichen Grundlage der klassischen Sprache aufbaut, erkennen die Überlegenheit des klassischen Unterrichtes als Bildungsmittel an. Für die Erlernung der Fremdsprachen sind selbst bei ihren wärmsten Fürsprechern vor allem utilitaristische Motive maßgebend.

#### Die Wandlungen des Unterrichtszieles.

In den etwa vor Jahresfrist erschienenen amtlichen Anweisungen wird die Wiedereinführung einer neusprachlichen Sektion nämlich mit anderen Argumenten begründet. Es wird vor allem die Überlegenheit des altsprachlichen Unterrichtes an sich bestritten. Der Autor wendet sich mit Entschiedenheit gegen das Vorurteil, daß der Vorrang des klassischen Unterrichtes etwa auf dem Studium des Lateinischen und Griechischen beruhe. Nichts sei unzutreffender! „Was einem Unterricht sein klassisches Gepräge verleiht und seinen Bildungswert bestimmt, ist die Eigen-

art der Bildung, die er dem Geiste zuteilwerden läßt, und seine erziehliche Wirkungskraft“. Es wird in diesem Zusammenhange das Zeugnis Cournots angerufen, der behauptet, „der Charakter des klassischen Unterrichtes sei überall gewahrt, wo ein System liberaler Studien errichtet werde, deren Erwerb für alle gebildeten Geister als nützlich und als zweckmäßig zur Einführung in die verschiedenen intellektuellen Berufe zu betrachten ist“<sup>1)</sup>. Die amtlichen Anweisungen betonen nun, daß es demgemäß einen klassischen Unterricht außerhalb des Lateinischen und Griechischen geben müsse, und dies sei jener, der es sich im wesentlichen zur Aufgabe mache, die Entwicklung der allgemeinen und spezifisch menschlichen intellektuellen Anlagen in ihrer Gesamtheit zu fördern. Es wird sogar behauptet, daß die durch diese neuklassische Bildung erzogenen Köpfe denen, die aus der griechisch-lateinischen Bildung hervorgegangen seien, wenn auch nicht wesensgleich, so doch gleichwertig sein können. Diese These von der Gleichwertigkeit des altklassischen und modernen Bildungsgutes bildete die Grundlage für die Abänderung der Struktur der Bérardschen Type. Die geschlossene Einheitlichkeit des Unterrichtes auf der Unterstufe, die das Hauptkennzeichen der Bérardschen Reform war, wurde durch Schaffung eines gemeinsamen verbindlichen Kernunterrichtes ersetzt, dessen Ergänzung durch klassisches oder modernes Sprachstudium oder durch Kombination beider Möglichkeiten der Wahl des Schülers freigestellt blieb. Der tiefe Wandel der Ansichten über das Ziel des modernen Sprachunterrichtes geht besonders deutlich aus der Gegenüberstellung der Leitsätze hervor, die im Jahre 1902 noch richtunggebend waren, und jener, die die Anweisungen des Jahres 1925 begleiten.

Im Jahre 1902 galt folgender Grundsatz: „Das Ziel des Unterrichtes in lebenden Sprachen muß die tatsächliche Erwerbung eines Instrumentes sein, dessen Gebrauch nach dem Verlassen der Schule fortgesetzt werden kann; sei es zu rein praktischen Zwecken, sei es zu literarischen Studien, sei es zu naturwissenschaftlicher Forschung“<sup>2)</sup>. Als Methode dieses

<sup>1)</sup> Instructions du 2 septembre 1925 relatives à l'application du Programme de l'Enseignement secondaire dans les lycées et collèges (Vuilbert, Paris) p. 7.

<sup>2)</sup> Plan d'Etudes et Programmes de l'Enseignement secondaire des Garçons (Vuilbert, Paris) 1924 p. 183 ff.

Unterrichtetes wird jene empfohlen, die am raschesten und sichersten den tatsächlichen Besitz der Sprache vermittelt. „Diese Methode ist die direkte Methode. Die direkte Methode ist induktiv und praktisch. Da sie induktiv ist, wird sie von der fremden und nicht von der Muttersprache ausgehen; von der Beobachtung und nicht von der Abstraktion. Insofern sie praktisch ist, wird sie den Schüler anleiten, sich beim Ausdruck seiner Ideen des erlernten Wortschatzes zu bedienen. Induktiv und praktisch zugleich wird sie niemals die Praxis von der Theorie trennen, sondern immer gleichzeitig die eine aus der anderen hervorgehen lassen<sup>1)</sup>.“

Es wird zur Verwirklichung dieser Methode eine Dreiteilung der Unterrichts-dauer empfohlen und zwar im ersten Unterrichtsabschnitt (1. und 2. Schuljahr): Neben Wortschatz, Elementargrammatik vor allem Erziehung des Ohres und der Lautbildungsorgane, ferner Gewöhnung an das Sprechen in der fremden Sprache. Im zweiten Abschnitt (3. und 4. Schuljahr) soll die Sprechfähigkeit nicht vernachlässigt und der Wortschatz und die Grammatikkenntnisse erweitert werden. Das Hauptaugenmerk ist aber auf die Befähigung zum Verständnis von größeren Abschnitten aus Druckwerken aller Art zu richten, sowie auf die Fähigkeit, seine Gedanken schriftlich auszudrücken. Der Schüler soll lesen und schreiben lernen. Auf der dritten Stufe (5. und 6. Schuljahr) aber darf das Lesen nicht mehr Selbstzweck sein. Die Lektüre muß nur dazu dienen, um den Schüler höherer Klassen mit dem Lande, dem Leben und der Literatur des fremden Volkes vertraut zu machen.

Während somit im Jahre 1902 der moderne Sprachunterricht in Frankreich ausschließlich praktischen Zwecken untergeordnet war, scheinen die Erfolge, die damit in 20 Jahren erzielt worden sind, nicht gerade befriedigend gewesen zu sein. Nicht nur, daß in der großen parlamentarischen Debatte von ihren Gegnern schwere Vorwürfe gegen die prinzipiellen Grundlagen der Reform des Jahres 1902 erhoben worden sind — ihre praktischen Mängel sind auch von ihrem Autor nicht verkannt worden. Es ist nun besonders wertvoll, festzustellen, welchen Niederschlag die Erfahrungen von 20 Jahren modernsprachlichen Unterrichts auf Grund der direkten Methode in den neuen amtlichen Instruktionen gefunden haben.

<sup>1)</sup> a. a. O. p. 184.



Die neueren Fremdsprachen im Reformplan 1925.

Zwei Ideen, heißt es<sup>1)</sup>, beherrschen die neue Reform:

1. Der Unterricht soll seinen ihm eigentümlichen Charakter bewahren, d. h. weniger der Wissensanhäufung als der Geistesformung dienen.

2. Der Aufbau des Unterrichtssystems aber sei so einzurichten, daß es nur eine einzige Studienordnung, eine einzige Jugend, einen einzigen Bildungsgang gebe, der naturwissenschaftlich und geisteswissenschaftlich zugleich ist und der die Wahlmöglichkeit auf die Fremdsprachen beschränkt, die entweder die antiken mit einer modernen Fremdsprache<sup>2)</sup>, oder zwei moderne sein können. Es lernen also die Schüler der Lateinsektion von allem Anfang an entweder Deutsch oder Englisch; die der modernen Abteilung beginnen den Unterricht in derselben Fremdsprache mit ihren Kameraden der Lateinsektion. Dieser gemeinsame modernsprachliche Unterricht der Schüler mit und ohne die Stütze des Lateinunterrichtes hat den Namen „Amalgame“ erhalten; sein Hauptkennzeichen ist die Vereinigung von Schülergruppen mit verschiedener fremdsprachlicher Ausbildung. Der Ersatz für den entfallenden Lateinunterricht wird durch die Einführung praktischer Übungen angestrebt.

Für diese modernen Sprachen wird nun gefordert, daß die Schüler sie sprechen, lesen, schreiben, übersetzen können, kurz sie tatsächlich beherrschen lernen. „Sei es, daß sie sich zu den alten hinzugesellen, sei es daß sie diese ersetzen, um den Geist geschmeidiger und feiner zu machen, sind die modernen Sprachen berufen, in dem erneuerten Unterricht einen Platz ersten Ranges einzunehmen . . .“ „Die Aufgabe ist schwer, aber schön.“

Wie sie zu erfüllen ist, lehren nun sehr genaue Anweisungen. Aus all diesen Ratschlägen und Winken für den Lehrer spricht eine reiche methodische Erfahrung, und sie gehen in wichtigen Belangen weit über die Forderungen des Jahres 1902 hinaus.

#### a) *Die Aussprache.*

Während in den „Instructions“, die gleichzeitig mit der Leyguesschen Reform veröffentlicht wurden, die Anweisung, die

<sup>1)</sup> „Instructions“ etc. p. 127.

<sup>2)</sup> Alle französischen Schüler müssen von Beginn ihrer Studien, also vom 11. Lebensjahr an, eine moderne Fremdsprache lernen. Diejenige, mit der sie beginnen, darf *keine romanische*, sondern nur die englische oder die deutsche sein (Circ. v. 20. Juli 1925).

sich auf die Pflege der Aussprache bezieht, nur empfiehlt, die sorgfältig gebildete Sprechform voranzuschicken und dieser beständig die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, — «jamais une prononciation fausse ne devra être entendue sans être aussitôt rectifiée» — verlangen die neuen Anweisungen eine nicht geringe phonetische Vorbildung des Lehrers. Es wird auf neue Erkenntnisse der Sprachphysiologie hingewiesen, die oft ein individuelles Eingehen auf die Spracheigentümlichkeiten mancher Schüler empfehlenswert erscheinen lassen. Es wird der Lautgymnastik ein wichtiger Platz eingeräumt. Das Schriftbild darf von dem Schüler erst festgehalten werden, wenn keine Zweifel mehr über seine lautliche Form bestehen. Besondere Sorgfalt wird der Pflege des accent tonique zuzuwenden sein, und es wird empfohlen, das Wort nur im Satz zu gebrauchen. Den Zwecken der Aussprache ist das „Laut-Diktat“ dienstbar zu machen, d. h. der Lehrer verlangt sorgfältigste Nachbildung vorgesprochener Lautgruppen. Die Verwendung der phonetischen Schriftzeichen wird erwogen, aber bei ihrem Gebrauch sei Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Dagegen wird die Verwendung des Grammophons und die Abhörung ausländischer Radiovorführungen empfohlen.

#### b) Der Wortschatz.

1902: <sup>1)</sup> Schaffung des Wortschatzes auf Grund von Anschauungsmaterial. Die Umwelt des Schülers soll die ersten Substantive liefern, die Verba sollen dem Tätigkeitsbereich des Schülers entstammen. Der Gebrauch von Wandbildern soll ergänzend hinzutreten, später kann der Wortschatz durch kleine Lesestücke vermehrt werden. Für den Aufbau des Wortschatzes wird ein Begriffsgruppenschema entworfen. Dem Lehrer wird empfohlen, aus allen Begriffsgruppen nur die gebräuchlichsten Wörter zu lehren, insbesondere keine Gegenstände zu besprechen, deren Bedeutung dem Kinde in seiner Muttersprache nicht klar ist. Alle Worte sind stets in kleinen Sätzen zu gebrauchen.

1925<sup>2)</sup>: Ebenso wie Aussprache und Betonung soll auch die Bedeutung der Wörter stets als Glied eines Satzganzen erlernt werden. Im übrigen wird eine ähnliche Methode für den Aufbau des Wortschatzes empfohlen wie in den Vorschriften des Jahres 1902, aber das Wesentliche an der Methode ist nicht

<sup>1)</sup> „Plan d'Etudes“ etc. p. 185

<sup>2)</sup> „Instructions“ p. 128 ff.

mehr die Auswahl der Begriffsgruppen, sondern hier beginnt eine leise Abwendung von der *Méthode directe*.

«L'enseignement du vocabulaire pour être fécond doit reposer sur une base méthodique. Où irons-nous la chercher? Dans la grammaire. Toute méthode a pour fondement organique la grammaire.<sup>1)</sup>» Freilich dürfen niemals fertige Regeln (l'expression abstraite de l'expérience d'autrui) gegeben werden, die Anfänger sollen diese Regeln vielmehr selbst erarbeiten. Die Erfahrung soll ihnen Wortformen, Uebereinstimmungserscheinungen usw. bringen. Im Hintergrunde muß aber immer die Grammatik die Führerin bleiben, die die Erwerbung des Wortschatzes leitet. Es werden nun die Vorzüge des auf der Basis der Grammatik sich vollziehenden Anschauungsunterrichtes, besonders die hierbei wirksamen sprachpsychologischen Vorgänge erörtert, die die Sprechfreudigkeit erhöhen. Diese soll durch dramatische Anordnung des Gesprächstoffes besonders angespornt werden: Befehle, Bewegungen, Rechenoperationen, Wechselfragen unter den Schülern, mimische Szenen u. a. Zur Kontrolle dieses rein fremdsprachlichen Unterrichts wird die stichprobenweise Uebersetzung empfohlen. Vor Übermaß im Übersetzen wird jedoch gewarnt.

Sehr interessant sind die Weisungen für den Aufbau einer Lehrstunde und für die Verteilung von Fremd- und Muttersprache. Es wird dem Lehrer geraten, sich in der ersten Viertelstunde ausschließlich der Fremdsprache zu bedienen; dann eine kurze Rekapitulation in der Muttersprache einzuschalten, die gleichzeitig als Erholung dienen soll, und schließlich, im letzten Drittel der Stunde, wieder zum ausschließlichen Gebrauch der Fremdsprache zurückzukehren. Das gedächtnismäßige Einprägen von Musterbeispielen, die der Erlernung der Grammatik dienen, wird nicht verpönt, doch der Gebrauch dieser Formen in knappen Sätzen nahegelegt. (Die von mir vielfach beobachtete Praxis läßt es allerdings zumeist bei der strikten Abfragung der Hauptformen z. B. starker Verben im Deutschen und Englischen bewenden.) Ein besonderes Gewicht wird auf die Einrichtung der *Tagebuchhefte* gelegt, die den Vorzug besitzen, das Stundenbild wiederzugeben und dem Schüler durch Anlage eines Index die Wiederholung erleichtern sollen.

Die Anweisungen über die schriftlichen Aufgaben über-

<sup>1)</sup> a. a. O. p. 131.

raschen durch die Fülle des Geforderten, doch würde es zu weit führen, hier auch darauf einzugehen.

e) *Grammatik.*

Nach der eben erwähnten Wiedereinführung der Grammatik als Leitprinzip erwartet man mit Recht eine besondere Bereicherung der Anweisungen für den Grammatikunterricht. Diese Erwartung wird, wenigstens der verwendeten Wortfülle nach, nicht enttäuscht.

1902: Für die Grammatik wird die strengste Systematik gefordert. Alles Unwesentliche hat unberücksichtigt zu bleiben. Die Paradigmen müssen empirisch erarbeitet werden. Das Wesentliche ist, daß das Ohr an die Formen gewöhnt werde, bevor die Regel erscheint, und daß die Regel nur die Feststellung einer allgemeinen Erscheinung sei.

1925 (1. Schuljahr): Die Grammatik muß gleichzeitig mit dem Wortschatz gelernt werden. So bald als möglich wichtige Verbalformen, auch die unregelmäßigen Zeitwörter. Anlegung von Verbenlisten. Die Lehre vom Gebrauch der Präposition. Gleichzeitig mit dem Gedächtnis wird auch Beobachtung und Überlegung zu üben sein. Die Regeln werden als Ergebnis des Studiums von Einzelfällen in der Muttersprache des Schülers zu formulieren sein. Das Gedächtnis ist nicht für lange Paradigmenreihen zu mißbrauchen. Schwierige Verbalformen sind zu vermeiden. Niemals darf ein Zeitwort, sei es schriftlich oder mündlich, gänzlich konjugiert werden. Listen schwieriger Pluralformen sind anzulegen. Analysen zwecks Erkennung der Funktion des Wortes im Satz werden gefordert.

(2. Schuljahr.) Vervollständigung der Deklinations- und Konjugationstabellen. Der Satz wird als Ganzes genauer durchgenommen. Studium der Partikeln. Umformungen von Sätzen. Aktivum ins Passivum und umgekehrt. Ersetzung von Nebensätzen durch Satzteile. In der lateinlosen Sektion ist besonderes Gewicht auf die Grammatik zu legen, da den Schülern die Stütze des Lateinischen fehlt. Es ist daher ein ergänzender grammatischer Unterricht für die Schüler der Sektion B unerlässlich.

(3. Schuljahr.) Neben einer raschen Wiederholung der Formenlehre und Syntax wird Wortbedeutungslehre zu pflegen sein. (Etymologie, Synonymik.) Es wird die Bildung komplizierterer Gedankenfolgen verlangt. Gliederung und Analyse schwieriger Perioden, worin ein Mittel der Geistesgymnastik und

der Pflege des Stiles erblickt wird. Übersetzungen aus der Muttersprache in die Fremdsprache in beschränktem Ausmaß werden empfohlen; nur einige Sätze zur Anwendung bestimmter Regeln.

(4. Schuljahr.) Nach Erwerbung möglicher Sicherheit im Gebrauch der Wortformen und im Bilden von Sätzen wird man sich dem Studium des Lebens der Wörter zuwenden, insbesondere wird die Phraseologie gewisser Verbengruppen eine besondere Pflege zu erfahren haben.

(5. und 6. Schuljahr.) Hier wird empfohlen, beim Grammatikunterricht Rücksicht auf das Alter der Schüler zu nehmen. Die Grammatik wird nur noch im Zusammenhang mit der Lektüre und anlässlich der Aufgaben-Verbesserung für nötig erachtet. Die Erklärung idiomatischer Ausdrücke oder stilistischer Eigentümlichkeiten kann hier und da Gelegenheit zu Einblicken in die Geschichte der Sprache bieten, doch wird hierbei größte Zurückhaltung empfohlen. (Diese vornehmlich für den Deutschunterricht berechneten Bemerkungen sind sinngemäß auf die romanischen Idiome und auf das Englische zu übertragen.)

Während sich die Reform des Jahres 1902 nicht im besonderen mit der Verlehre befaßte, behandeln die Anweisungen des Jahres 1925 sehr ausführlich die Art, wie Rhythmik und Prosodie vom 5. Schuljahr an in den Lehrplan einzufügen seien.

#### d) Die Lektüre.

1902. Die Vorschriften verlangen, daß der Schüler nach dem Vorbild des Lehrers korrekt lese, dann habe die Worterklärung einzusetzen und der Professor sich durch fremdsprachliche Fragen zu vergewissern, daß der Schüler das Gelesene verstanden habe. Den Inhalt wird er absatzweise wiedergeben lassen. Die Übersetzung, die zur Überprüfung des Verständnisses ebenfalls empfohlen wird, soll satzweise erfolgen. Die Übersetzungs- und Erklärungsarbeit soll vom Lehrer in der fremden Sprache geleitet werden. Von Zeit zu Zeit werden früher gelesene Geschichten wieder zu erzählen sein. Daneben wird kontrollierte Privatlektüre empfohlen.

1925. Die neuere Anweisung widmet der Texterklärung eine eingehendere Besprechung, vor allem für die Zeit vom dritten Schuljahr aufwärts. Es wird gesagt, daß sich die Erklärung fremdsprachlicher Texte ebenso vollziehen müßte wie die französischer.

Auch hier wird dem Lehrer der Gebrauch der Fremdsprache empfohlen und ihm gleichzeitig geraten, seine Lesestoffsammlung nur den besten Autoren zu entlehnen. In den letzten Klassen sind den Texterklärungen biographische und literarhistorische Bemerkungen voranzuschicken.

Diesen allgemeinen Bemerkungen schließt sich nun eine sehr ins einzelne gehende Anweisung über die Methode der Interpretation an. Insbesondere werden das Variieren der Ausdrücke und auch sonst alle möglichen Umwandlungen empfohlen. Der Verfasser verspricht sich von diesen Übungen eine Verfeinerung des stilistischen Gefühls. Des weiteren wird die klare Darstellung einer leitenden Idee gefordert. Bei all diesen Übungen sind grammatikalische Bemerkungen möglichst zu unterlassen. Grammatik wird zwar ebenfalls nur im Anschluß an die Lektüre, aber ausschließlich in bestimmten Stunden zu üben sein. Die Übersetzung in die Muttersprache, für die eine besondere Sorgfalt und stilistische Vollendung gefordert wird, darf erst nach gründlicher Durcharbeitung des Textes in der Fremdsprache erfolgen. Dem Lehrer wird nahegelegt, ab und zu den Schülern Musterübersetzungen zu bieten, um sie zu überzeugen, daß es für jeden Text eine endgiltige Übersetzung gebe. Der Stoff für Aufsatzübungen soll der durchgearbeiteten Lektüre entnommen sein. Zu allgemeine Themen sind zu vermeiden. Eine besondere Bemerkung gilt dem Werte des Schülerbriefwechsels.

#### e) *Auslandskunde.*

1902. Die Bemerkungen, die sich auf die Einführung des Schülers in die Kultur des fremden Volkes beziehen, beschränken sich auf Winke für die Wahl entsprechender Lesestücke. Ferner werden hie und da kleine Vorträge über die Geographie, die Verkehrswege, die Kunst und Literaturgeschichte des fremden Landes empfohlen. An diese Vorträge sollen sich immer Wechselgespräche anknüpfen.

1925. Die Instruktionen sind auch hier wieder viel reichhaltiger. Freilich wird eigentlich das Prinzip nicht berührt, sondern nur das, was mit dem Schüler im 5. und 6. Schuljahre zu behandeln ist, genau angegeben. So wird für den Deutschunterricht im 5. Schuljahre nicht mehr und nicht weniger gefordert als die Kenntnis der süd- und norddeutschen Landschaften und der wichtigsten Kulturphasen vom Eintritt der Deutschen in die Weltgeschichte bis zu Friedrich dem Großen. Für das 6. Schuljahr

umfaßt der zu behandelnde Lehrstoff des Kulturunterrichts folgende sechs Hauptthemen:

1. Ein großes Industriegebiet: die Ruhr; ein großer Handels-hafen: Hamburg.
2. Das Deutschtum in Österreich, Holland und der Schweiz. Die Auswanderung, das Auslandsdeutschtum.
3. Die alldutschen Bestrebungen;
4. Die Wirkungen der französischen Revolution und die Franzosen am Rhein, das Ende des Kaiserreiches.
5. Das Erwachen Deutschlands, Fichte und seine Reden an die deutsche Nation, Bismarck, das deutsche Kaiserreich.
6. Das heutige Deutschland, Einheit und Verschiedenheit Deutschlands.

Dieser Unterricht soll die Krönung der Geistesbildung durch das Instrument einer fremden Sprache, Literatur und Kultur bilden.

Zum Schluß folgt nun eine knappe Kennzeichnung des Zieles, das diese Bildung anstrebt. Es heißt da: Diese Erziehung soll im Verein mit den anderen Studien des Unterrichtes nicht etwa Fachgelehrte, ebensowenig auch gewandte Dilettanten heranbilden, sondern klare und tüchtige Köpfe, die ihre Kenntnis der näheren und ferneren Vergangenheit zum besseren Verständnis der Gegenwart verwenden, kurz Menschen, die in harmonischer Weise für die verschiedenen Aufgaben vorbereitet sind, die ihnen die Welt des Gedankens und der Tat, in die sie bald einzutreten bestimmt sind, auferlegt.

#### f) *Leitung von Arbeitsgruppen.*

Die Einrichtung von überwachten Arbeitsgemeinschaften stellt gegenüber dem Jahre 1902 eine völlige Neuerung dar. Ihre Einführung hat insofern eine grundsätzliche Bedeutung, als dieser Gruppenunterricht den Zweck verfolgt, den Schülern, die moderne Sprachen lernen, einen gewissen Ersatz für den Entfall des altsprachlichen Unterrichtes zu bieten. Bei diesem Unterricht sollen die Schüler, in kleinen Gruppen vereinigt, den durchgenommenen Stoff gründlich verarbeiten. Die geringe Zahl der Teilnehmer jeder Gruppe soll dem Lehrer den individuellen Unterricht möglichst erleichtern.

#### *Die Ergebnisse der bisherigen Praxis (seit 1902).*

Was bei diesem Programm am meisten auffällt, ist wohl die Fülle und weitgehende Detaillierung der Anweisungen, die

übrigens keineswegs in ledernem Amtsstil gehalten sind. Die Bewältigung des Stoffes erscheint weniger problematisch, wenn man erfährt, daß für jede Klasse fest umgrenzte Rahmenprogramme bestehen, die ein Verzeichnis der Autoren enthalten, deren Werken die Lesestoffe zu entnehmen sind.

In der Praxis wird die Auswahl so getroffen, daß nur wenige Texte, diese aber sehr gründlich gelesen werden. Die Lesebücher der deutschen Sprache, die es in Frankreich in reicher Auswahl gibt, sind vorzüglich und ganz modern. Sie entsprechen den Forderungen der Lehrpläne wirklich vollkommen. Eine selbst knappe Charakteristik der in Frankreich verwendeten Deutschlehrbücher würde jedoch den Rahmen dieser Betrachtung sprengen. Auch die ausgezeichnete Vorbildung der Deutschlehrer in Frankreich fördert die Erreichung des Lehrzieles außerordentlich. Ich habe während meines Studienaufenthaltes sowohl in Paris als auch in Grenoble Kollegen angetroffen, die ein vollkommen akzentfreies Deutsch sprachen, das sie in allen Feinheiten beherrschten. Die Leistungen der Schüler stehen hinter dem, was man von so ausgezeichneten Lehrern und Lehrmitteln erwarten würde, etwas zurück; was den Schluß nahelegt, daß die Lehrziele gegenüber der Durchschnittsfähigkeit der Schüler zu hochgesteckt sind; immerhin können gute Schüler in der deutschen Sprache sich leidlich korrekt ausdrücken.

Das Höchstausmaß dessen, was in der Schule überhaupt erreicht wird, konnte ich bei den Aufnahmeprüfungen für die École Normale Supérieure feststellen, wo mehrere besonders vorbereitete Kandidaten z. B. einen Absatz aus „Dichtung und Wahrheit“ lasen und, zwar keineswegs akzentfrei, aber fließend und fast fehlerlos, interpretierten. Fragen, die sich auf Kulturkunde erstreckten, habe ich weder beim ersten noch beim zweiten Teil der vielen Baccalaureatsprüfungen, denen ich beiwohnte, gehört. Wohl aber wurden die Kandidaten der Licence und die Agrégés über Gegenwartsprobleme examiniert. „Was wissen Sie über die politischen Parteien des heutigen Deutschland?“ fragte im Juli d. J. Prof. Henri Lichtenberger bei einer Licence-Prüfung, der ich an der Sorbonne beiwohnte, oder: „Welcher Unterschied besteht zwischen den Programmen der deutschen Volkspartei und dem der Deutschnationalen?“ „Welcher Gruppe gehörte Erzberger, welcher Rathenau an?“ Die Informiertheit der Kandidaten und Kandidatinnen war mitunter erstaunlich.



Nehmen wir nun an, daß bei fortgesetzter Vervollkommnung des modernen Sprachunterrichtes die höchsten Lehrziele, die den Verfassern der amtlichen Anweisungen vorschweben, erreicht werden. Was wird im besten Falle das Ergebnis sein? Wird es die kühnen Erwartungen rechtfertigen, die an die Section moderne geknüpft werden, nämlich für den Bildungswert der antiken Sprachen vollwertigen Ersatz zu bieten? Was eingeständenermaßen mit den Vorschriften des Jahres 1902 nicht erreicht wurde, soll nach den neuen Weisungen glücken? Dazu scheint der angestrebte Ersatz für die spezifischen Bildungswerte des altklassischen in dem neuen Lehrplan mir viel zu wenig verwirklicht. Der Unterricht in den klassischen Sprachen hat bisher vornehmlich die Mission erfüllt, an unübertroffenen Mustern die Kunst zu erlernen, klare Gedanken zu fassen und ihnen klaren und schönen Ausdruck zu verleihen. Was daneben an Kenntnissen der lateinischen und griechischen Kulturwelt erworben wurde, war Neben- und nicht Hauptzweck. Der moderne Sprachunterricht in Frankreich stellt sich nun offenkundig zwei Hauptziele: Neben möglicher Vollendung im Gebrauch der Sprache auch noch eine ziemlich umfassende Kenntnis der Gegenwartsprobleme des fremden Volkes zu vermitteln. Dies alles bei insgesamt durchschnittlich 4—6 Lehrstunden in der Woche. Sollte die Erwerbung des kulturkundlichen Wissens in dem erstrebten Maß wirklich ohne Beeinträchtigung der praktischen Sprachbeherrschung möglich sein? Damit aber ergibt sich die Frage, ob gerade die zweifellos wünschenswerten kulturkundlichen Kenntnisse unbedingt in der Fremdsprache erworben werden müssen. Auslandskunde, als eigener Gegenstand in der Muttersprache des Schülers gelehrt, würde den Zweck vielleicht besser erfüllen. Das Interesse an Kulturfragen fördert die eigentliche praktische Spracherlernung nicht in dem Maße, als man zu erhoffen scheint. Der Nachteil einer unzulänglichen Sprachbeherrschung aber dürfte durch den gewiß schätzenswerten Erwerb von kulturkundlichen Kenntnissen nicht voll aufgewogen werden. Gewiß läßt sich manches gegen diese Auffassung einwenden. Aber selbst wenn wir den günstigsten Fall annehmen, daß nämlich die Spracherlernung durch die erweiterte Aufgabe nur gewinnen wird, so ist das Studium der Sprache vom Selbstzweck zu einem Mittel geworden, das der Erwerbung praktischer Kenntnisse dienen soll. Darin liegt zweifellos ein Bruch mit der Tradition des *enseignement secondaire* in Frankreich. Dieser

Zielwandel muß nämlich als hochbedeutsame Abwendung von der bisherigen philologisch-historisch-ästhetischen „uninteressierten“ Grundrichtung des Unterrichts in den höheren Schulen Frankreichs bezeichnet werden.

Die Praxis wird nun den Nachweis zu erbringen haben, ob dieser Bildungsgang auf die Disziplin des Geistes eine wohltätige Wirkung ausübt; ob die Erfüllung des Programms 1925 mehr als die Reform des Jahres 1902 dem Ziele des Unterrichtes dienen wird, das nach den amtlichen Anweisungen sein soll: *de viser moins à accumuler des notions qu' à former des esprits.*

Wien.

Richard Korn.

### ZUR KUNSTGESTALT EINER SPANISCHEN ROMANZE.

In einem ebenso tief bohrenden wie elegant geplauderten „Spanischen Brief“ (in der Festschrift für Hofmannsthal) hat Vossler die künstlerische Wirkung der spanischen Romanzen u. a. an der *Abenámár*-Romanze erläutert. Er sieht in ihr wie den besten Beispielen dieser Dichtungsgattung vor allem „die Illusion der Unmittelbarkeit“: „Sie stehen da, als wären sie frisch aus dem Drang des nationalen und historischen Ereignisses entsprungen, das der Dichter eben jetzt in seiner Seele erlebt. Sie sind der festgehaltene und dargestellte Augenblick, in dem das Vergangene, das Nationale und Epische gegenwärtig, persönlich und lyrisch wird.“ Und besonders läßt sich nach V. diese Illusion der Unmittelbarkeit an der grammatischen Besonderheit des Imperfektgebrauchs in Präsensfunktion bei Anführung direkter Rede erweisen. Ich drucke den „*Romance de Abenámár*“ in der Fassung des Pérez de Hita (*Monéndez y Pelayo, Antología de poetas líricos castellanos I 454*) ab:

Abenámár, Abenámár,  
Moro de la morería,  
el día que tú naciste,  
grandes señales había!  
Estaba la mar en calma,  
la luna estaba crecida:  
moro que en tal signo nace,  
no debe decir mentira. —  
Allí respondiera el moro,  
bien oireis lo que decía:  
— Yo te la diré, señor,  
aunque me cueste la vida,

¡Altos son y relucian!  
— El Alhambra era, señor,  
y la otra la mezquita;  
los otros los Alixares,  
labrados á maravilla.  
El moro que los labraba  
cien doblas ganaba al día,  
y el día que no los labra  
otras tantas se perdía.  
El otro es Generalife,  
huerta que par no tenía;  
el otro Torres Bermejas,

Porque soy hijo de un moro  
y una cristiana cautiva;  
siendo yo niño y muchacho  
mi madre me lo decía:  
que mentira no dijese,  
que era grande villanía:  
por tanto pregunta, rey,  
que la verdad te diría.

— Yo te agradezco, Abenámar,  
aguesa tu cortesía.

¿Qué castillos son aquellos?

castillo de gran valía. —

Allí habló el rey Don Juan,  
bien oireis lo que decía:

— Si tú quisieses, Granada,  
contigo me casaría;  
daréte en arras y dote  
á Córdoba y á Sevilla.

— Casada soy, rey Don Juan,  
casada soy, que no viuda;  
el moro que á mi me tiene  
muy grande bien me quería.

Vossler sieht in dem Imperfektum, das in indirekte Rede zurückgleitet, ein Kunstmittel, das „die Spreizstellung oder den schwebend gehemnten Sprung der Erzählung, die eben keine Erzählung, sondern ein tönendes Fluidum ist, zwischen dem Jetzt und dem Damals“, veranschauliche: „Ist Ihnen nicht, als ob mit dem *«relucian»* in die Stimme des Königs Don Juan und mit dem *«era»* in die des Mauren Abenámar eine Stimme vom Dichter, der dabei gewesen sein möchte, sich eindrängte, oder, von der anderen Seite betrachtet, als ob der König und der Mohr bis zu uns herüber ihre Meinung verlängern und hertragen möchten?“ „So hat sich in der Romanze ein Stil gebildet, den man angesichts seiner Brechungen, Verkürzungen, Verschleierungen, Auflösungen der epischen Zusammenhänge, wozu noch dramatische Belebungen, rednerische Ornamentik und allerhand illusionistische Kunstgriffe kommen, beinahe barock nennen muß.“

Ich gestehe, daß ich beim ersten Lesen von dieser entzückend fein schwebenden Interpretation geradezu hingerissen wurde. Und doch, manches stimmt bei weiterem Nachsinnen nicht. Gewiß, die Beobachtung, daß in dem *relucian* und *era* die Stimme von König und Maure mit der des Dichters verschmelzen, „der dabei gewesen sein möchte“, scheint unwiderleglich — aber wieso erzeugt diese Einmischung des Dichters Unmittelbarkeit der Illusion? Im Gegenteil, mir scheint dies „Dreireden“ des Dichters die Vorgänge auf eine (historische) Bühne zu verweisen, auf welcher der die Vorgänge inszenierende und leitende Dichter mit sichtbar wird, die Vorgänge oder Reden selbst also mittelbar, zu einem vom Dichter Geschauten und Berichteten werden. Miteinbeziehung des Dichters, aber nicht des Publikums, des Wir und Jetzt! In das Verspaar *¿Qué castillos son aquellos? ¡Altos son y relucian!* scheint sich doch ein mitgefühltes, die

direkte Rede irgendwie kontaminierendes [*dijo que eran*] *altos y relucian* einzumischen und die Königsrede nicht etwa zu uns zu verlängern, sondern gerade umgekehrt von uns zu entfernen — in die Distanz des Historischen hinein. Wir haben ja in der Romanze selbst das Imperfekt der indirekten Rede in seiner ursprünglichsten Funktion an der Stelle: *mi madre me lo decia: que mentira no dijese, que era grande villania* „daß es eine große Schurkerei wäre“. Das übergeordnete *decia* ist weggeblieben, das die Abhängigkeit betonende *que* dagegen noch erhalten in der Absage des von einer höflichen Dame angerufenen Hirtenknaben in der von Vossler S. 132f. zitierten Romanze (einer „umgekehrten“ Pastourelle oder besser einem *villancico*): *Que no era tiempo, señora, que me haya de detener; Que tengo mujer y casa de mantener* etc., wo die indirekte Fügung bescheiden und „ausweichend“ wirkt, wie V. richtig bemerkt<sup>1)</sup>.

Ich würde also diese Imperfeka als ein Mittelding zwischen berichteter Rede und Redebericht, gleichsam als ein „zurückverlegendes“ Tempus fassen, das der Illusion der Gegenwärtigkeit entgegenwirkt. Es scheint mir der Reiz der Romanzentechnik gerade in der Spannung zu liegen, die aus den unleugbaren illusionistischen Kunstgriffen und den ihnen entgegengesetzten distanzierenden entsteht: die Dramatisierung der Romanzen mit allen ihren Begleiterscheinungen wirkt zweifellos im Sinn der Gegenständlichkeit und Augenblickhaftigkeit: die Romanze besteht fast nur aus Reden, die eingestreuten Redeeinleitungen sind starre epische Formeln: *Alli respondiera el moro (habló el rey Don Juan), bien oireis lo que decia*; in anderen Romanzen fehlen sie ganz; oft ist die Situation am Anfang oder die weitere Entwicklung am Schluß ganz kurz als nicht-dialogischer, manchmal (s. Vossler) entbehrlicher Teil angefügt: in unserer Romanze

<sup>1)</sup> Ich glaube dagegen nicht, daß die höfische Dame „in Bezug auf das Imperfektum wenigstens keusch bleibt“, da die sprachliche Entkleidung, die ihr der Dichter zumutet, in Präsentien vollzogen wird:

„Delgadica en la cintura,  
Blanca soy como el papel,  
la color tengo mezclada  
como rosa en el rosel . . . .  
las teticas agudicas  
que el brial quieren romper,  
pues lo que tengo enc ubierto,  
maravilla es de lo ver.“

ersetzt die Anrufung *Abenámar*, *Abenámar*<sup>1)</sup>, *moro de la morería* (vgl. *Afuera, afuera, Rodrigo* . . .) die Exposition, die Schlußpointe (*casada soy* als Antwort Granadas) die weitere historische Entwicklung.

Aber diese dramatisch-illusionistische Form darf uns die epische Distanz des Berichteten nicht vergessen machen: es handelt sich um ein in einer künstlichen Märchenrealität ablaufendes Gespräch, in dem die sich bekämpfenden historischen Mächte ein poetisches Rededuell geradezu nach einem geregelten Zeremoniell aufführen, dessen Reiz grade in seiner undiplomatischen, mehr fechterischen Gemessenheit liegt:

I. Gang: Kreuzung der Degen:

der christliche König beschwört bei maurischen Glaubensgegebenheiten den Mauren, ihm Wahrheit zu künden — der Maure pariert die Vermutung der Möglichkeit einer „Maurentüge“, indem er sich als Sohn einer Christin bekennt, die ihn zur Wahrheit erzogen hat.

II. Gang: nachdem die Ebenbürtigkeit der Gegner festgestellt ist (*yo te agradezco* . . .),

Frage des Königs nach dem „Inventar“ Granadas — Antwort des Mauren.

III. Gang: Werbung des Königs um Granada (mit Angabe der „Mitgift“),

Absage Granadas.

Die rein physischen Maße, die den drei „tempi“ eignen, sind bezeichnend:

I:	5 + 5	Doppelverse	=	10
II:	2 + 6	„	=	8
III:	2 + 2	„	=	4

d. h. am längsten ist die Exposition der gegeneinander ringenden Mächte geraten, den größten Raum nimmt unter den Reden die Beschreibung der Schönheiten Granadas (acht Langzeilen)

<sup>1)</sup> Fast möchte ich sagen: im Rhythmus dieses Namens liegt die Exposition des Seelenzustandes des Königs: er ruft an, beschwört mahnt und bittet. Die Rückziehung des Tones in dem Paroxytonon bei nachhinkender schwerer Silbe hat etwas Aufrüttelndes und Drängendes — das allerdings sehr im Charakter der spanischen Sprache liegt (z. B. *Espanóles*). Dies typische Wortschema (kurze Tonsilbe — lange unbetonte), hat wohl das Vorherrschen von Synkopen und Vorschlägen (Typus: *tímtā*) in der spanischen Volksmusik eingebürgert.

ein, auf die die epigrammatisch zugespitzte Werbung mit daraufklappendender Abfertigung folgt.

Die ganze dialogisch-dialektische Entwicklung ist künstlerische Vergegenwärtigung einer längst vorhandenen Situation: der König hat in der Wirklichkeit gleich zu Beginn genaue Kenntnis von der Lage Granadas und — von seinem eigenen Wunsch, es zu besitzen. Von der Schlußpointe aus, die ein gesprochener Witz ist, der die historische Situation resümiert („Granada ist an den Mauren verheiratet und braucht keinen andern Herrn“), hat sich das ganze Gespräch aufgebaut. Die geschichtliche Realität: „Granada gehört den Mauren, nicht den es begehrenden Christen“ wurde zu einer persönlich aufgefaßten Werbungsgeschichte des Königs Juan um Frau Granada (ob arabische Vorbilder einrücken, wie man gemeint hat? — vgl. immerhin die Zeremonie der Verlobung des Dogen von Venedig mit dem Meer) — übrigens ein sehr volkstümlicher Darstellungsprozeß geschichtlicher Begebenheiten (vgl. auch mit *el moro que á mí me tiene* die Ausdrucksweise „der Franzose“, „der Feind“ statt „die Franzosen, Feinde“): das Geschichtliche wird persönlich (nicht personifiziert) gedacht, als *chanson de la bien mariée*: das weibliche Geschlecht des Stadtnamens und der Gebrauch des *á* bei Stadt- wie bei Personennamen (*darete . . . á Cordoba y á Sevilla*) hatte schon rein sprachlich vorgearbeitet. Dabei rücken die geschichtlichen Mächte in der Romanze gegen Schluß in verschiedene Perspektiven: zu Anfang war der Maure Abenámár im Vordergrund, man erfährt erst langsam aus seiner Rede, daß ein König (*vregunta, rey*) sein Partner sei, und schließlich auch den Namen des Königs: Don Juan. Dabei ist der König aber der Aktive, Vorwärtsdrängende und Voreilige. Im „3. Gang“ ist von Abenámár nur mehr andeutungsweise die Rede (*el moro que á mí me tiene*), das Weib Granada allein wird angesprochen und erteilt die Abfuhr. Es ist, als ob die geschichtliche Macht Granada ihre Selbstbestimmung verteidigte — zum Schluß sieht man nur sie im Strahl des Lichts auf der Bühne, während der Abgeblitzte sich zurückzieht und im Hintergrund ein dunkles Antlitz schadenfroh lachen mag . . . Der Reiz dieses Stiles liegt in der dramatischen Besiegung eines epischen Stoffes, in der Übersetzung einer Kräfte-Gruppierung in einen dialektischen Bewegungsvorgang, in dem Sieg von Dramatischem über Ruhend-Geschautem: „Gang 2“ dient nur dem Sichtbarmachen der Schönheit Granadas; „Gang 1“ dem Sich-Messen der Gegner und zeigt

die Seelensituation des *romance fronterizo* an: wahrhafte Grenzler-Empfindungen, bei denen mit der Rivalität sich Hochachtung des Gegners paart, zugleich bereitet 1. uns auf die „Wahrheit“ vor, die, allerdings anders als von el rey Don Juan erwartet, in 3. gegeben wird.

Betrachten wir nun nochmals die Imperfekta neben den Präsentien, so erkennen wir in diesen wechselnden Tempora die genauen Äquivalente der nach zwei entgegengesetzten Richtungen ziehenden beschreibend-dramatischen (beschreibenden und dramatischen) Gestaltung: in *¡Altos son y relucian!* entspricht *altos son* dem Dramatisch-Illusionistischen der Romanze, *y relucian* dem Episch-Distanzierenden. Wir haben eben etwas wie ein Novellen Dramolett vor uns. Die literarische Mischgattung<sup>1)</sup> spiegelt sich in der Tempusmischung. Man kann die Vermischung der Künste in Barock (Plastik strebt zur Malerei und umgekehrt) vergleichen und darin, in der Vermischung der Techniken und im Vortäuschen einer Nachbarer Technik nun etwas von barock grobem Illusionismus sehen.<sup>2)</sup> Gewiß ist das Dramatische eben durch sein Drastisches,

<sup>1)</sup> Ganz anders etwa die berühmten Verse des altfrz. Rolandsliedes 1830 ff.: *Halt sunt li pui e tenebrus e grant, Li val parfunt e les ewes curanz. Sunent cil graisle e derere et devant . . . Li emperere chevalchet irëement, Et li Franceis curuqus e dolent.* Gewiß ist mit der Beschreibung der Landschaft auch das Empfinden der *Franceis* gegeben — (die Franken hätten auch sprechen können: *Halt sunt li pui . . . !* Winkler, Das Rolandlied S. 11 stellt richtig den Bezug zur Stimmung der Franken her: „Die hohen düstern Felsen, das tief eingeschnittene Tal, die rinnenden Gebirgswasser, die für immer enteilen wie die Stunden, da der Nachhut noch Hilfe werden könnte, all das erzeugt eine Atmosphäre angstvoller Erregung . . .“) — aber durch das Präsens wird die Landschaft eben gegenwärtig, nicht historisch distanziert.

<sup>2)</sup> Vgl. Walzel, „Das Wortkunstwerk“ S. 186 (anlässlich der „objektiven Erzählung“): beim Dreinreden des Dichters verspüre man „leicht den Eindruck, daß an diesen Stellen die Dichtung eine Stütze erhält, weil sie sich aus eigener Kraft nicht aufrecht halten kann. Es ist, wie wenn der Bildhauer seinem Werk durch Stangen und Klammern die nötige Standfestigkeit leihen möchte; oder mindestens, wie wenn ein plastisch dargestellter Körper nicht auf seinen Gliedmaßen zu ruhen vermöchte, sondern, um nicht umzufallen, sich auf Gestein oder Metall stützen müßte, das eine hauschige Gewandung vortäuschen soll. Immerhin hat Barock auch solche Dinge gewagt“ (von mir gesperrt).

Dynamisches auffälliger als die historische Erzählung, durch die es verdrängt wird. „Aus der Eigenart des barocken Naturalismus ergab es sich, daß er sich um eine besondere Darstellungsweise für das Dramatische und Kursorische bemühte“, sagt W. Weisbach, „Der Barock als Kunst der Gegenreformation“ S. 220. Aber dies Dramatisch-Kursorische wird in dem Wortkunstwerk der Romanze umso stärker fühlbar, je gewaltsamer es zurückgestaut wird. Diese Zurückstauung des Dramatischen durch das Novellistische bewirkt aber nicht ein Erlahmen unseres Interesses, sondern gleichsam eine Anknüpfung des Dramoletts an die Geschichte oder Sage. Vossler hat sehr recht, wenn er die spanischen Romanzen nicht, um es gleichnisweise zu sagen, als neues Leben, das aus den Ruinen blüht, auffaßt, als Bruchstücke von alten epischen Einheiten (Morf), sondern als „künstliche Ruinen“, die als solche ehrwürdige Bruchstücke erscheinen wollen<sup>1)</sup>. Es bedarf also die Romanze irgendwelcher künstlerischer Mittel, um diese Anknüpfung an die Legende durchzusetzen: die Dramatisierung trieb vom Nährboden der Sage, vom großen Hintergrund des Nationalen und Epischen weg, die erzählende Zeit bot dagegen die erwünschte epische Lokalfarbe. In derselben Richtung wirken die erwähnten epischen Formeln (*bien oireis* . . . — Spielmannsreklame! <sup>2)</sup>; *moro de la morería, niño y muchacho; huerta que par no tenía, castillo de gran valía*), die volkstümliche Variation und Wiederaufnahme (. . . *labrados á maravilla. El moro que los*

<sup>1)</sup> Ich verstehe nicht, wieso Vossler diese Aufrichtung künstlicher Ruinen als „literarische Naivität“ bezeichnet. Ist es nicht eher gewollte Naivität, barocke Naivität („Was dieser Kunst so ganz fehlt, ist die Naivität“, W. Weisbach S. 222)? Das scheint mir ja auch durch die treffliche Vossler'sche Formulierung „die spanische Romanze ist eine Art Heroiden-Poesie; sie ist es auch in dem Sinne einer Poesie für Heroenenkel, und ist darum sehr viel literarischer, als man gemeinhin glaubt“ angedeutet. Schon dieses Heraussuchen von heroischen Glanzstellen ist etwas „Heroidisches“ — ganz genau so löste etwa der Conquistadoren-Enkel J.-M. de Hérédia die Weltgeschichte in heroische Glanznummern, in lauter einzelne Kulminationspunkte in seinen Sonett-Dramoletten „Les Trophées“ auf.

<sup>2)</sup> Vgl. bei Walzel die Beispiele aus Selma Lagerlöf, „die mit beschwörend erhobenen Händen sich an ihre Zuhörer wendet“ — Walzel findet das weniger dem Brauch des Erzählers widersprechend als „ein mimischer Dialog, der am Eingang unvorbereitet erscheint“. In unserer Romanze wirkt die Einbeziehung der Hörer dem szenischen Dialog entgegen.



labraba . . . ; *Casada soy, rey don Juan, casada soy, que no viuda*), die gewollten Ungeschicklichkeiten: *la otra . . . los otros . . . el otro; yo te la diré, señor* (wo der Hörer aus dem vorhergehenden *mentira* den Gegensatz *verdad* herausziehen muß, während der Sprechende *verdad* als selbstverständlich im Zusammenhang vorerst gar nicht, erst 9 Verse später ausdrückt); die Märcheneinfalt von Wendungen wie *daréte en arras y dote á Cordoba y á Sevilla*.

Aber noch eine andere Wirkung stellt sich ein durch die Umstellung der zeitlichen Perspektive: vor allem sei erwähnt, daß der Typus *altos son y relucian* ja des öftern wiederkehrt, nicht nur in direkter Rede, nicht nur bei homologen Satzteilen (z. B. *El moro que los labraba . . . ganaba . . . y el día que no los labra . . . se perdía* usw.), und nicht bloß beim Imperfekt: *Alli respondiera el moro, bien oireis lo que decía; el día que tu naciste grandes señales había; mi madre me lo decía: que mentira no dijese, que era gran villanía; yo te la diré, señor . . . la verdad te diría; contigo me casaría, daréte . . .* Eine solche Labilität der Tempora trägt offenbar dazu bei, den Zeitsinn beim Leser oder Hörer überhaupt lahmzulegen, eine Kontrolle der relativen Lagerung der einzelnen Abläufe nicht aufkommen zu lassen — also die überzeitlich-legendarische Handlung in eine kosmische Unumgrenztheit zu tauchen, sie den Fesseln der grammatischen Logik zu entwinden. Trotz der straffen Disposition der 'tempi' eine Verwirrung der Temporal. Da aber andererseits zweifellos die Notwendigkeiten der Assonanz die Wahl des *-ia*, dieses fixbleibenden Pols der Tiraden,<sup>1)</sup> gebieten, so entsteht eine Überbetonung des Formalen, Klanglichen (ähnlich etwa wie in dem diesmal durch numerische Bedingungen geknebelten Sonett). Man vergleiche auch die vielen Parallelismen, die Wiederholung der Worte *moro, otro* usw. in unserer Romanze. Die Romanze entflieht der rational-grammatischen und unter-

<sup>1)</sup> Diese „Kehr-Vokale“ haben dieselbe Orgelpunkt-Funktion wie der Kehrreim. H. Pongs, *Das Bild in der Dichtung I* (1927) S. 121, hat hübsch gezeigt, wie in Goethes „Heidenröslein“ die dreimalige Wiederholung des *Röslein, Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden* gegenüber „der dramatischen Steigerung des Geschehens: Begehren, Wehren, Leiden“, „das natürliche Seinsgefühl des Volkes, dem das Natürliche das Schicksalsgesetz des Lebens ist,“ hervorhebt. Diespanische Romanze läßt wie Goethes ins Volkslied eingefühlte Kunstdichtung von dem natürlichen Sein des volkstümlichen Lebensgefühls die Dynamik des Dramas (dort das Drama eines National-, hier eines Rosenschick-

wirft sich einer zeitlos-formalen, künstlichen Gesetzgebung. Auch hier wieder barocke Gestaltung — und Kampf zweier widerstreitender Prinzipien. Die Wirkung der Romanze beruht auf Antinomien, Spannungsgefühlen, der „Spreizstellung“ zwischen Novelle und Drama, Distanz und Illusion, Straffheit und Unumgrenztheit, Zeitbedingtheit und Zeitlosigkeit, Geschichte und Sage.

Marburg a. L.

Leo Spitzer.

K. A. MARTIN HARTMANN (1854—1926).

Ein Lebensbild.

Am 17. August verschied in Leipzig nach kurzem Kranklager im fast vollendeten 72. Lebensjahre der Oberstudienrat i. R. Professor Dr. K. A. Martin Hartmann. Mit ihm wurde ein Mann abberufen, der als Lehrer und Erzieher, als pädagogischer Schriftsteller und Herausgeber französischer Schulausgaben, als Organisator und Lebensreformer weit über Deutschlands Grenzen hinaus rühmlichst bekannt geworden ist. Über seinen äußeren Lebensgang ist wenig mehr zu sagen, als daß er seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt Bautzen erhielt, sich dann im In- und Auslande dem Studium der neueren Sprachen widmete und nach glänzend bestandenen Dr.- und Staatsexamen an das neugegründete Albert-Gymnasium zu Leipzig berufen wurde, dem er 41 Jahre lang als eine der ausgesprochensten Persönlichkeiten dieses ausgezeichneten Lehrerkollegiums angehörte. 1921 wurde der noch immer jugendfrische und berufsfreudige Lehrer nach dem Altersgesetz in den Ruhestand versetzt, obwohl er gern noch seines Amtes weiter gewaltet hätte. Welche Fülle von Streben und Arbeit, aber auch von Erfolg hat diesen scheinbar so schlichten Rahmen seines äußeren Lebens ausgefüllt!

Seine Wirksamkeit galt in erster Linie der Hebung und Verbesserung des neusprachlichen Unterrichts. Die um die Zeit seines Amtsantritts einsetzende große Reformbewegung, die mit der Übertragung der altsprachlichen Unterrichtsmethoden auf die modernen Sprachen endgültig brach, diese vielmehr als wirklich lebende, d. h. gesprochene, mehr mit dem Ohr als dem Auge zu erfassende behandelt wissen will, fand in Hartmann einen eifrigen Vertreter und regen Förderer. Reichste Anregung für seine methodischen Bestrebungen bot ihm eine sechsmonatige pädagogische Reise durch die Schweiz und Frankreich, auf der er den neusprach-

sals) sich abheben. Die Aktion wächst aus dem Schema der Beharrlichkeit heraus, wenn man will aus der Indifferenzlage der Trägheit. — Pongs spricht S. 311 von „der spanischen Romanzenform mit ihrer kunstvoll monotonen, verhalten lodernden Assonanz“. Man könnte sagen, die Schlußpointe ist der Funke, der aus der schwälenden Verhaltenheit der Assonanzenform herausspringen muß, der durch sie vorbereitet und bedingt wird. Die Romanze gibt ein langes Schwälern einer geschichtlichen Situation und die plötzliche Entladung der Spannung in der Pointe.

lichen Unterrichtsbetrieb an Hunderten von Schulen des Auslands kennen lernte. Seine Erfahrungen hat er in dem Buch „Reiseeindrücke eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich“ niedergelegt. Das Buch legt Zeugnis ab von seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem sicheren Urteil. Besonders nachhaltig und befruchtend hat auf seinen eigenen Unterricht die Algesche Anschauungsmethode gewirkt, die das Bild in den Dienst des Sprachunterrichts stellt. Er hat sie in einem besonderen Schriftchen dargestellt und weiter ausgestaltet.

Damit aber auch deutsche Lehrer wie Schüler Gelegenheit fänden, die Fremdsprache aus dem Mund gebildeter Ausländer zu hören, organisierte er in den deutschen Schulen Rezitationen klassischer Schriftwerke durch künstlerisch gebildete Franzosen und Engländer. — Der von ihm ins Leben gerufene Briefwechsel deutscher und ausländischer Schüler, für den er eine Zentralstelle begründete, sollte neben der sprachlichen Übung zugleich auch einem besseren gegenseitigen Verständnis der nationalen Eigentümlichkeiten dienen. Die allmähliche Anbahnung einer Völkerverständigung und -versöhnung schwebte ihm dabei als letztes und höchstes Ziel vor. Man kann den Schmerz ermessen, den ihm die Zerreißung aller dieser Fäden durch Ausbruch des Krieges bereitete.

Außer der praktischen Spracherlernung erstrebte Hartmann noch ein tieferes Verständnis der fremden Literaturen durch Herausgabe einer Sammlung von Schulschriftstellern, die an Gedicgenheit der Einführungen und Gründlichkeit der Erklärungen unübertroffen dasteht. Viele der Ausgaben rühren von ihm selbst her. Er hat nicht allein den Kreis der Schulschriftsteller erweitert, sondern durch gründliche Vorstudien für gar manche Stelle bereits herausgegebener Autoren das Verständnis erst erschlossen.

So war Hartmann durch sein umfassendes Wissen, seine praktische Sprachbeherrschung und durch sein persönliches Lehrgeschick der geeignete Mann für die Heranbildung des neusprachlichen Lehrernachwuchses. Früh schon ernannte ihn die Regierung zum Leiter der neusprachlichen Abteilung des praktisch-pädagogischen Seminars an der Universität; später wurde er für Französisch in die Prüfungskommission für die Kandidaten des höheren Lehramts berufen.

In seiner Amtsführung beschränkte sich Hartmann nun nicht etwa auf die bloße Übermittlung von Kenntnissen; er legte ebenso hohen Wert auf die erzieherische Seite seiner beruflichen Tätigkeit. Ein gründliches Studium der Hygiene hatte ihn gelehrt, wie hemmend die Genußgifte des Alkohols und Nikotins auf die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung Jugendlicher wirken, und so trat er mit der Forderung einer alkoholfreien Jugend-erziehung vor die Öffentlichkeit. Er hat diese Forderung mit solchem Nachdruck und solcher Sachkenntnis vertreten und verteidigt, daß ihr schließlich auch von der Ärzteschaft Anerkennung und Berechtigung zugesprochen wurde. Da man aber auf die Jugend mehr durch das persönliche Beispiel als durch Lehre wirken kann, erweiterte er die Forderung der Enthaltensamkeit auch auf die Lehrer und sammelte allmählich mehrere Hunderte seiner Gesinnungsgenossen in dem Verein enthaltensamer Philologen deutscher Zunge, dessen Vorsitz er übernahm und dem wir eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen verdanken. Viele haben ihn zum Verfasser. Auf Grund vertieften Eindringens in das Studium der Genuß-

gigte kämpfte er in seinen letzten Lebensjahren besonders gegen den Tabakgenuß und suchte immer weitere Kreise für die vollständige Enthaltbarkeit von Alkohol und Nikotin zu gewinnen. Daß gerade die akademischen Berufskreise seinen idealen Bestrebungen so wenig Verständnis und Teilnahme entgegenbrachten, hat ihm Anlaß zu mancher Enttäuschung gegeben.

Es würde eine Lücke in seinem Lebensbilde bedeuten, wenn wir nicht auch seinen Bemühungen um die materielle Hebung des höheren Lehrerstandes ein Wort widmen wollten. Jahrelang hat er seine beste Kraft für die Erlangung der Gleichstellung dieses Standes mit den Richtern eingesetzt, und getragen von der Überzeugung, daß nur der Zusammenschluß diesen Bestrebungen rechte Stoßkraft geben könnte, ist es ihm gelungen, zunächst die Gymnasiallehrer Sachsens in einem Verein zusammenzuschließen. Ja, die Vereinigung sämtlicher höherer Lehrer zu einem großen Landesverband, wie ihn die Not der Nachkriegszeit schuf, hat ihm bereits als Ideal vorgeschwebt. Auch bezüglich der rechtlichen Stellung der höheren Lehrer vertrat er sehr fortschrittliche Anschauungen, die erst in jüngster Zeit Wirklichkeit geworden sind.

Hartmann hätte diese Summe von Arbeit neben der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten nicht leisten können, wenn ihm nicht die Natur mit seltenen Gaben ausgestattet hätte. Er besaß eine rasche Auffassung, Klarheit des Geistes, ein treues Gedächtnis, leichte Ausdrucksfähigkeit in Wort und Schrift und eine nie versagende Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit. Dazu kam in den Debatten eine bewundernswerte Ruhe und Selbstbeherrschung, sowie Vornehmheit und strengste Sachlichkeit selbst gegenüber den schärfsten Gegnern.

Nun hat der rastlose Streiter, dessen ganzes Leben ein fortwährender Kampf war und der sich selbst im Ruhestand keine Ruhe gönnte, ausgekämpft; sein Mund ist verstummt, die so geschäftige Feder seiner Hand entfallen. Wir aber, denen er Führer war im Kampfe, blicken voll Bewunderung und Dankbarkeit auf sein Lebenswerk. Ihm nachzueifern, in seinem Sinn und Geist weiterzustreben, wird der beste und schönste Dank sein, den wir ihm zollen können.

*Hummelshain i. Thür.*

Paul Lange.

## DAS „ARBEITSPRINZIP“ IM NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT DER HÖHEREN SCHULEN.

Wenn man die Aufgabe einer neuphilologischen Zeitschrift nicht nur darin erblickt, der wissenschaftlichen Fortbildung ihrer Leser zu dienen, sondern auch darin sieht, Begriffe, wie „Kulturunterricht“, „Deutschkunde“, „Nationales Prinzip“, „Arbeitsunterricht“, die nur zu leicht zu Schlagwörtern herabsinken können, vom Standpunkte der Methode zu kennzeichnen, so sind Vorführungen aus der Praxis, deren Wert durch Unterrichtserfahrung gewährleistet ist, mögen sie auf den ersten Blick auch selbstverständlich erscheinen, dann nutzbringend, wenn sie dem einzelnen Unterrichtenden alte Wege in neuer Beleuchtung zeigen und damit neue Anregungen geben. Deshalb soll hierunter gezeigt werden, wie das „Arbeitsunterrichtsprinzip“, das bei Erarbeitung des Wortschatzes, der Grammatik usw. allenthalben durchführbar ist, insbesondere auch bei der Erreichung des freien mündlichen

Gebrauchs der Fremdsprache und bei möglichst selbständiger Erwerbung literaturkundlicher Kenntnisse und literarischer Erkenntnis seitens der Schüler anwendbar ist.

Soll der Schüler sich den freien, mündlichen Gebrauch der Fremdsprache innerhalb des Klassenunterrichts selbst erarbeiten, so muß damit sogleich nach Beendigung des kurzen vorbereitenden englischen bzw. französischen Lautkursus in Sexta begonnen werden. Der Wortschatz für das erste Sachgebiet, z. B. das Klassenzimmer, das der Schüler im fremden Idiom sprachbegrifflich zu erfassen beginnt, wird im gegenseitigen Frage- und Antwortspiel der Schüler unmittelbar „erarbeitet“.

In jeder Stunde lernen die Schüler ein bis zwei neue Redensarten hinzu, mit denen sie der Unterhaltung neue Richtung zu geben vermögen. Nötig ist, daß jeder Schüler vor Beginn der Unterhaltung schon zwei Fragen aus dem betreffenden Stoffgebiet bereit hat; das verhindert unnötige Hemmungen. Der Schüler ist, wenn er geantwortet hat, ohne erst lange zu überlegen, in der Lage, die neue Frage anzuschließen. Mit der Zeit lernen die Schüler auch das „Aus dem Stegreif-Fragen“, so daß die neue Frage oft zu der vorhergehenden Antwort in innere Beziehung gesetzt wird. Sobald die Klasse einige Sicherheit in dieser Konversationstechnik, die immer ein gewisses Mittel zum Zweck bleibt, erlangt hat, müssen auch die ersten Anläufe zum „freien“ Vortrag einsetzen: *Qui sait dire toutes les réponses?* Der betreffende Schüler geht, während er spricht, zeigend umher und hält den ersten „freien“ Vortrag über das Klassenzimmer. Sind einige Sachgebiete aus der Umgebung des Schülers im ersten Jahr in der von den Schülern jede Stunde stürmisch geforderten Unterhaltung fremdsprachlich „erarbeitet“ worden, dann ergibt sich naturgemäß das Verlangen nach Vereinigung der Sachgebiete, die Schüler wollen „freie Unterhaltung“ haben, natürlich zunächst nur über die unterrichtlich behandelten Sachgebiete. Die Fragen nach der Familie (Alter, Geschwistern, Geburtstagen usw.) erfreuen sich großer Beliebtheit. Die französische Rechen- und die französische Geographiestunde sind so anregend, daß man, wenn man wollte, die Klasse sich beinahe allein überlassen könnte. In gemischten Klassen wird der Lehrer mit Takt und Geschick den Vorteil der Coëducation ausnützen. Bereits in Quinta sind die Schüler fähig, eine volle Unterrichtsstunde selbständige Konversation miteinander zu treiben, ohne zu ermüden. Leider fehlt hierzu oft die Zeit. Aber die Konversation muß fortgesetzt werden. Keine Lektion — auch auf der Mittel- und Oberstufe — sollte beendet werden, ohne daß der Unterrichtsgegenstand im Frage- und Antwortspiel, im dramatischen Dialog oder im Stegreifvortrag „erarbeitet“ wurde. Das wirkt sprachlich kraftbildend. Das Gehör der Schüler ist dann nicht allein auf das Organ des Lehrers, sondern auf eine Menge verschiedenster Mitschülerakzente eingestellt und so geschult, daß, wenn das Gramophon tüchtig zu Hilfe genommen wurde, nicht nur die aktive Seite, das „Sprechen“, sondern das oft schwierigere, passive „Hören“ mit erarbeitet wurde.

Man kann demgemäß von einem selbständigen Erarbeiten des „Sprechens und Hörens“ des fremden Idioms von seiten des Schülers im Gegensatz zu einem imitativen Erlernen reden. Wie soll dies aber mit Literaturkenntnissen oder gar Literaturerkenntnis möglich sein? — Indem man auch hier so früh als möglich einsetzt. Schon in Quarta, spätestens in Untertertia, muß die selbständige

Arbeit der Schüler einsetzen und Literaturkunde gelegentlich betrieben werden.

In der Grammatik und in den Übungsabschnitten des Lehrbuches treten Einzelsätze auf, die zunächst grammatischen Zwecken dienen, hinter denen aber auch in Klammer die Namen der Schriftsteller, die sie geschrieben haben, stehen. Diese nimmt der Lehrer zum Ausgangspunkt kurzer literarischer, biographischer oder historischer Bemerkungen, an die er die Frage knüpft: Wer will uns in vierzehn Tagen über den Dichter einen kleinen Vortrag halten? — In der ersten Zeit ist es nötig, daß der Lehrer ausführlichere Anweisungen über Literatursuche, Stoffsammlung, Auszuggrundsätze und Auszugtechnik gibt. Aber schon bald lernt einer vom anderen und einer mit dem anderen das Durchsuchen der Bibliothekskataloge und -kartenkästen, der Literaturgeschichten usw. Es ist erstaunlich, was die jungen Leute alles zutage fördern. Sehr bald beginnen in der Woche ein, zwei und mehr Stunden mit einem fünf bis zehn Minuten-Vortrage. Einige Daten und Stichworte, die der Vortragende Schüler zuvor an die Wandtafel geschrieben hat, werden vor den Schülern in ihr Sammelheft eingetragen, das mit der Zeit ein buntes Durcheinander von Bemerkungen über Denker und Dichter, Staatsmänner und Fürsten enthält. Jeder Schüler hält einen, im Laufe der Zeit einen zweiten Vortrag. Je mehr der dargebotene Stoff sich häuft, desto zahlreicher werden die Verknüpfungsmöglichkeiten; es kommt System in das Arbeiten. Da hat einer von den *Canterbury Tales* etwas berichtet, ein anderer von Spensers *Fairy Queen* erzählt, ein dritter von der *Queen Elizabeth* und ein vierter von den ersten dramatischen Ansätzen im Mittelalter gesprochen, so daß wir in der Lage sind, in einer knapp gefaßten Literaturgeschichte das Kapitel "From Chaucer to Shakespeare" zu lesen und darüber "conversation" zu treiben, nachdem wir auch Textproben und englische Inhaltsangaben (vgl. Sefton Delmers *English Literature*) hierzu kennen gelernt haben. — Ein anderes Mal gibt die Parlamentsrede des älteren Pitt, Lord Chatham's, die wir im Lehrbuch gelesen haben, den Anstoß. Eine Übersichtstafel, die die hauptsächlichsten englischen Geschichtsdaten von Caesar zu George V. enthält und die immer zur Hand ist, hat sich jeder Schüler angeeignet. Auch die Landkarte Englands liegt immer bereit. Nachdem ein Schüler über den älteren, ein anderer über den jüngeren Pitt gesprochen hat, stellen wir fest, daß damals George III., der König, der so lange regierte, lebte. Es kommt die stereotype Frage: Welche Zustände herrschten zu dieser Zeit in Deutschland? politisch? geistesgeschichtlich? Wir überlegen, was in Frankreich vorging. Die Verknüpfung ist da: der erste Versuch eines Verstehenslernens der europäischen Welt- und Geistesgeschichte vom englischen Standpunkte. — Und noch ein letztes Beispiel: In den Lehrbüchern sind Namen wie *Macbeth*, *Lear*, *Hamlet* aufgetaucht, die Vorträge mit den entsprechenden Inhaltsangaben sind gehalten, die betreffenden Kapitel in der englischen Literaturgeschichte sind gelesen und im gegenseitigen Frage- und Antwortspiel befestigt worden. Dieselben Schüler, die vor Wochen deutsche Inhaltsangaben geboten hatten, haben darüber kleine englische Vorträge gehalten. Da meldet sich ein Schüler und sagt: Ich möchte das nächste Mal über „Shakespeare in Deutschland und Frankreich“ sprechen; ich habe es in einer Literaturgeschichte gelesen, es ist ganz kurz! — Die Erlaubnis wird erteilt; denn es muß auch einmal kurzentschlossen vorgegriffen werden, wenn

man frisches Leben im Unterrichte haben will. — Und bald wird im Anschluß an diesen Vortrag in der Klasse über allerhand Interessantes geredet, über Shakespeare in Nürnberg, Dresden und Kiel, über Gottsched, Lessing, Herder, Goethe, über Klinger, Wagner, Wieland, über Schlegel, Baudissin, über Diderot, d'Alembert und Victor Hugo. — „Welch oberflächliches Namen- und Lernwissen! Das nennt sich arbeiten, erarbeiten!“ so höre ich einwenden. — Selbstverständlich könnte es Namen- und Lernwissen sein. Nur kommt es darauf an, wie es gemacht wird. Einmal ist Berücksichtigung des geistigen Standpunktes der Schüler, dann Kenntniss dessen, was die Schüler im Deutsch- und Geschichtsunterricht treiben, und schließlich Fühlungnahme mit den betreffenden Kollegen für den Lehrer der neueren Sprachen unerläßlich. Zu Vielwisserei und Alleswissenwollen einerseits und Überlastung andererseits darf es nicht kommen. Darum hat auch jeder Schüler im Jahre nur ein bis zwei Vorträge zu halten, die er später mit Hilfe englischer (frz.) Literaturgeschichten, unterstützt vom Lehrer, in gutes Englisch (Frz.) faßt, so daß jeder Schüler der Klasse zu jeder Zeit „in freier Form“ über ein selbsterarbeitetes Thema einen kleinen englischen Vortrag halten kann. Wie dabei die Mitschüler „hören“ lernen, wie kritisch sie in grammatischer, stilistischer und inhaltlicher Hinsicht dem Vortrage zu Leibe gehen, kurz wieviel Interesse dabei vorhanden ist, das alles ist nicht hoch genug zu bewerten. Nicht jede Stunde wird so „gearbeitet“; es gibt auch noch andere Aufgaben. Ab und zu kommt aber die Klasse — die nota bene bei solcher Methode wenigstens zwei, besser drei Jahre in einer Hand bleiben muß — wieder ins Hotte Fahrwasser; in solchen Stunden kann dann überall angetippt werden, da hilft der eine hier, der andere da mit seinen Spezialkenntnissen. Da weiß einer von den Vorbildern des großen Fabeldichters, einer über Voltaires Meinung von Shakespeare, einer über Carlyles Verhältnis zu Deutschland zu sprechen. Da meldet sich einer und urteilt: Hier steht, daß Carlyle am 18. November 1870 in seinem Briefe an die Times die Franzosen „insolent, rapacious, insatiable, unappeasable, continually aggressive“ und Frankreich „vainglorious, gesticulating, quarrelsome, restless and oversensitive“ nannte; das ist heute noch genau so! — Ein anderer Schüler spöttelt: William Pitt müßte seine Rede eigentlich heute in House of Lords noch einmal halten; vielleicht schämten sich die Engländer, daß sie „schwarze Franzosen“ ins Rheinland ließen, wenn er sprechen würde: But, my Lords, who — has dared to authorise and associate to our arms the tomahawk and scalping — knife of the savage? to call into civilised alliance the wild and inhuman savage of the woods . . . ? — Und wieder einmal stellt ein Schüler fest: Es ist nichts Neues, daß die Franzosen ihre Feinde „Barbaren“ und „Hunnen“ nennen; wir Deutsche können uns mit den Engländern trösten, denn der französische Historiker Jules Michelet sagt von den Engländern, daß «Jeanne d'Arc: Livrée en trahison, outragée des barbares» gewesen sei.

Schüler, die im Laufe der Jahre so arbeiten gelernt haben, werden zwar von den vielen Dingen, die sie dabei hören, manches nicht ganz erfassen, viel vergessen. Das können und sollen sie ruhig. Nur eins werden sie dabei nicht wieder verlieren: die Art, wie man selbständig arbeitet. Die Früchte davon zeigen sich allenthalben, z. B. bei der Lektüre einer „History of London“, wenn es Brücken zu schlagen gilt, oder einer „Tragedy Shakespeare's“, wenn es zu vertiefen gilt. Interesse, anhaltendes Interesse und

kraftvolle Mitarbeit seitens der Schüler ist der schönste Lohn, der dem Lehrer bei derartiger Arbeitsmethode zuteil wird.

Zwickau i. Sa.

Richard Müller.

#### ZUR EINFÜHRUNG IN PLAUT: JEWELS OF POETRY.<sup>1)</sup>

*Julius Caesar: Klage des Antonius (III, 1).*

Aus der Lektüre Plutarchs steigen in die Phantasie des Dichters die Gestalten Caesars, des Brutus und des Antonius. Sein Herz ist dem Brutus zugewandt, in dessen reinem Charakter er sein eignes Mannesideal wiederfindet. Ihn stattet er mit einer Fülle rührender Züge aus, stellt Portia neben ihn, ihm ebenbürtig, die letzte Republikanerin neben den letzten freien Bürger Roms, hebt ihn um die Unendlichkeit des Ideals aus den Reihen der Verschworenen heraus, stellt Cassius, den politischen Menschen, neben den stillen, sanften Privatmann, den nur die große Liebe zu Rom aus seiner vorgeschriebenen Bahn gerissen hat, und zeigt ihn milde gegen seine Sklaven, die Einsamkeit, die er liebt, mit Musik erfüllend, dann tapfer im Kampf, klagend um den seelisch doch so fernem Freund, sterbend endlich den Freitod des letzten Römers.

Aber so heller Schein auch auf diesem Bilde liege, Brutus erfüllt nicht ganz dieses Stück, das nicht anders als „Julius Caesar“ heißen kann. Denn um ihn kreist, da er noch lebt, die Welt, — für ihn, da er tot ist, sterben die andern. Brutus, im Abscheu vor der blutigen Tat, wünscht, Caesars Geist zu ermorden, ihn selbst schonen zu können. Nicht lange danach sieht er ein, daß man nur den Leib erreicht hat, daß Caesars Geist noch ungeht, daß die Luft von diesem Riesengeist erfüllt ist. Ja, zusammengeballt aus all dem Geheimnisvollen, das die Atmosphäre der Geschichte erfüllt, tritt dieser Geist sichtbar in des Brutus' Zelt zu Sardes und kehrt dann in der Philippischen Schlacht die Schwerter selbst in die Herzen der Verschworenen.

Es ist der Geist des Prinzipats, der heraufziehenden Alleinherrschaft, die für das wankelmütige Volk von Rom herangereift ist. Während aber Caesar selbst, staatsmännisch klug, allen alten Sitten huldigt, die republikanische Seele des Staats nicht antastet, demokratisch frei mit den Patriziern umgeht und nur in Augenblicken der Entscheidung sein wahres Gesicht, das Gesicht der kommenden Jahrhunderte zeigt, umgibt ihn schon der schmeichlerische Freund, der glatte, geschmeidige Diener, der, ein vorweggenommener Typ der Kaiserzeit, für eine Spanne die Welt auf seine Schultern lädt, — Antonius.

Dieser dämonische Charakter tritt am Tage der Ermordung Caesars zum erstenmal ins Licht. Geflohen, als der tödliche Streich fiel, seines eigenen Schicksals mit Recht ungewiß, sendet er einen Diener zu den siegreichen Mördern mit der Frage, ob er willkommen sei. Als Brutus ihm Schonung, ja selbst freundlichen Empfang zusichert, kommt er selbst, seiner schiefen Stellung, der notwendigen Doppelzüngigkeit des Augenblicks durchaus bewußt, und schließt ein Bündnis mit den Mördern seines großen Freundes. Denn Freundschaft band ihn an Caesar, aufrichtige Freundschaft. Im Augenblick, da er den Toten verrät, stürzt eine Welle echten Schmerzes aus ihm hervor, und als er allein an der Leiche des Toten zurückbleibt, erhebt er eine große und erschütternde Klage, in der er

<sup>1)</sup> Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXXIV, 439 ff.



die künftige Verwirrung des Weltreichs voraussagt und den unermesslichen Verlust bejammert. Als aber ein Bote des Octavius kommt, ist List und Klugheit wieder da. Er ruft die Bürger in der Leichenrede zur Rache auf und vernichtet im Bunde mit Octavius, der ihm schon langsam und kaltblütig die Führung entzieht, die Armee der Verschworenen.

In der Totenklage aber, die der zwiespältige Mann in wahrer Ergriffenheit, mit sich selbst allein auf dem Kapitol vor Caesars Leiche anhebt, in dieser Totenklage steigt die pathetisch ernste Sprache dieser Dichtung zu höchster Wirkung an. Mit klangvollen, getragenen Versen beginnt sie, steigert sich in einem breit ausgeführten Gleichnis zur Ruhmeserhebung des Toten, bricht in schneidendem Schmerz zusammen, um sich von neuem, jetzt aber zur Prophezeiung künftigen Haders und Unheils zu erheben und in flammenden Bildern zu enden.

Hier ist Schönheit der Rede und Wirklichkeit aller Bilder, sinnliche Deutlichkeit aller Begriffe und Gedanken so miteinander verbunden, daß zugleich mit dem Ohr die innere Anschauungskraft und das Gemüt erregt werden und das Pathos der Dichtung zum unmittelbaren Erlebnis wird.

*Richard II.: Rede vom Tod der Könige (III, 3).*

Shakespeare war Schauspieler. Aus dem Theater erwachsen seine Werke, und seine Werke lassen das Theater entstehen. Um seine Gestalten ballt sich eine Welt, deren Atmosphäre man spürt, deren Schicksal man ahnt. Jede Szene ist in sich vollendet und zugleich unabgeschlossen, auf eine nächste verweisend. In jeder Szene aber ist das Höchste an dichterischem Ausdruck und an schauspielerischer Gelegenheit erreicht. Denn wie ein musikalisches Gebilde aus mehreren Stimmen wird Auftritt um Auftritt komponiert. Oft sind es zwei Stimmen, die miteinander wechseln und sich zu Duetten verbinden, oft aber tritt eine einzige gegen mehrere andere hervor, erhebt sich zur Führerin und schwingt sich zu mächtigem Gesange auf. So erwächst dem Schauspieler die dankbare Aufgabe. Hier wird Großes von ihm verlangt, und er kann alle seine Mittel entfalten. Doch wird er nie überanstrengt, sondern nach solchen gewaltigen Entfaltungen der Seele und der Kunst tritt er ein wenig zurück, gibt einem anderen das Stichwort und lauscht, bis an ihn selber wieder die Reihe kommt. In diesem symphonischen Wechsel rollt das innere Geschehen der Szenen dahin, und erstaunlich bleibt der zögernde, ruhige Reiz der vollendeten Verse mitten in der rastlosen, oft atemlosen Bewegung. Ja, je ungestümer die Handlung drängt, je mehr unser gespanntes Gefühl der Entspannung entgegenleitet, um so melodischer, um so breiter wird der dunkle oder helle Gesang, der aus der Tiefe der Situation und zugleich aus der Tiefe des Herzens strömt. Dann steigt die Rede aus dem besonderen Vorgang, aus der besonderen Empfindung zum Allgemeinen empor. Aus dem Zufälligen wird das Notwendige, aus dem Moment das Immergültige. Um in einem einzelnen Falle Gnade zu finden, singt Portia ihre Kantilene von der Gnade; über den besonderen Augenblick hinaus bietet Falstaff überhaupt der Ehre Hohn; — und die Todesgedanken des zweiten Richard wandeln sich in die furchtbare Klage vom Tod der Könige.

Denn da der König, von der Bändigung des irischen Aufstandes heimkehrend, den Abfall seines eigenen Reiches, den nahen Untergang voraussieht, da der verbannte Bolingbroke, der spätere

Heinrich IV., schon als Gegenkönig triumphierend gegen ihn heranzieht und Richards abergläubisches Gottesgnadentum, sein phantastisches Vertrauen in das Schicksal, das Könige schützen müsse, zusammenbricht, da vergebens seine Freunde, wenige ihm gebliebene Getreue, von Trost und neuer Hoffnung reden, — sitzt er am Meeresufer klagend unter ihnen, aber nicht mehr seinen eigenen Fall, sondern den der Könige bejammern. Denn Richard, voll wahrhaft königlichen Stolzes, aber auch voll königlicher Hoffahrt, hatte sein Geschick niemals als ein einzelnes betrachtet. Immer sah er in sich den erhabenen Vertreter des Königstums schlechthin, und jetzt, da die Geier schon über seinem Haupte schweben, wittert er die Gefahr, die nicht das Menschliche an ihm, sondern das Königliche an ihm bedroht.

Der Weg des Leidens ist noch lang, ehe er in Flintburg sich seinem Widersacher Heinrich ergibt und endlich, seiner Würden entkleidet, in Westminster der Krone entsagt. Mit dieser Abdankung wird er auf das Königliche seines Wesens, auf das Erhabene seines Schicksals verzichten und, im Kerker schmachtend, zu seinem wahren Wesen, zu der geläuterten Menschlichkeit seines geheimnisvollen Charakters gelangen.

Ehe sich aber diese Gestalt — eine der unvergeßlichen und menschlichsten, widerspruchsvollen und schönsten Gestalten der Kunst — in ihrer großen Entwicklung vor uns vollendet, gerade an dem Kreuzweg, wo er, den Pfad der Hoffahrt verlassend, sich dem Wege des Leidens zuwendet, da, nächtlich am Gestade Englands, seines verlorenen Englands sitzend, sieht er im Geist den unnatürlichen Tod, der aller Könige wartet, den schauerlichen Gegensatz von Prunk und Vernichtung, das Possenspiel des Tods, der seinen kleinen Hof hält, wie die Fürsten, und dann mit kleiner Nadel die hohen Mauern königlicher Sicherheit anbohrt und umstürzt. Visionen von furchtbarer Großartigkeit überkommen ihn, und düster ruft er seine Freunde um sich zusammen und beginnt zu singen

„die Trauermären von der Könige Tod.“

*Heinrich IV. I: Falstaffs Rede auf die Ehre (V, 1).*

Aus der blutigen und tragischen Geschichte Englands gestaltet der Dichter das Schicksal der kämpfenden Dynastien. Ihn kümmert nicht das Leben des Volkes, er entwirft keine kulturhistorischen Bilder, — sondern, der höchste Vertreter eines individualistischen Zeitalters, formt er eine Reihe von riesenhaften Königen, die in der Maßlosigkeit ihrer Laster und Tugenden, in der Verworrenheit ihrer menschlichen Begehrlichkeit mehr den Künstler als den Patrioten reizen. Denn hier treten ihm aus dem Blutdampf der verklungenen Jahrhunderte Menschen entgegen, die gewaltige und geheimnisvolle Erscheinungen des Lebens waren und zur Deutung des menschlichen Schicksals und zur Gestaltung der menschlichen Seele aufriefen.

Der Kampf der weißen und der roten Rose gehört der Vergangenheit an, die Gestalten dieses Kampfes von Richard bis zu Heinrich gehören durch Shakespeare der Ewigkeit.

Der unheimliche Thronräuber Bolingbroke, der Richard II. vom Throne drängt, ihn, halb bedauernd, halb frohlockend, des königlichen Antes und aller Würden entkleidet, sieht als Heinrich IV., seltsam zwischen Gelingen und Mißlingen schwebend, immer neuen Unfrieden aus den selbstgepflanzten Keimen er-

wachsen. Die Schuld seines Königtums weckt Rebellion im eigenen Lande und im Herzen zugleich die Sehnsucht nach einer Pilgerfahrt ins heilige Land. Die Rebellion wird gedämpft, die Sehnsucht nie gestillt. Und wunderbar scheint den verdüsterten König das Schicksal in seinem eigenen Sohne zu strafen, in jenem jungen Heinrich, der in leichtsinnigem Lebenswandel und seines Namens und Standes unwürdig in lasterhafter Gesellschaft schwelgt und der — seltsamste Fügung der unbegreiflichen Geschichte! — nach des Vaters Tod zu höchstem Ruhme aufsteigt, Frankreich erobert und als Heinrich V. die verklärte Lieblingsgestalt des preisenden Dichters wird.

Auch hier, wo Shakespeare den jungen Prinz Heinz in der liebenswürdigen Gemeinheit niedrigen Umgangs, öden Wirtshauslebens, mutwilliger Landstreicherei darstellt, erwächst kein Bild der Zeit oder der Bevölkerung, sondern aus einer Reihe unvergeßlicher Zechgestalten und Schelme erhebt sich eine neue Individualität, die, das Stück als zweite Melodie durchziehend, einen prachtvollen Gegensatz zu der edel-ernsten Natur des sündigen Hofes darstellt. Was hier Schuld und Leid, ist bei Falstaff Schelmerei und Heuchelei, — in Westminster jammert ein gläubiges, aber schwaches, königliches Herz, — in der Schenke zu Eastcheap lacht ein frivoles, zynisches, Gottes und der Welt spottendes Schurkenherz. Denn es ist das Großartige an dieser ewigen Gestalt, daß ihre Komik nicht im Äußeren begründet ist. Der körperlichen Fülle entspricht eine gewisse Dicke und Undurchdringbarkeit des Gefühls. Auch die Nerven und sogar die menschlichen Gefühle sind in Fett gelagert, schlaff und jedem Eindruck unerreicher. Falstaff ist die Faulheit des Herzens, nicht nur die Trägheit des Leibes. Er hat keine anderen als körperliche Bedürfnisse, und wie er sein eigenes Knie nicht mehr sehen kann, so kann er sein eigenes Herz nicht mehr fühlen. Er hat die Philosophie seines Äußeren, — er leugnet die Tugend, spottet über die Majestät, ist eitel und lügnerrisch, er prahlt und betrügt, — aber er fühlt sich wohl dabei und trägt diese Laster mit der selbstverständlichen Ruhe wie sein Fett und die Fülle seines Leibes. Ja, so sehr scheint Seele und Körper eins zu sein an ihm, daß der Gedanke der Schuld oder des Abscheus uns bei seinem Anblick versagt ist, daß wir ihn hinnehmen wie ein im Grunde ganz unschuldiges, seltsames, aber in seiner Art vollkommenes Wesen und sehr gut verstehen, daß die spielerische Seele des jungen Prinzen, ehe sie die Last ihres Schicksals empfängt, fast Freundschaft, fast Liebe zu diesem Koloß von Fleisch und Unmoral empfindet. Denn die Heiterkeit einer Welt liegen über ihn, die nichts von Menschenwürde und Menschenadel, aber auch nichts von Menschenleid noch -reue weiß, und die, immer zum Lachen, immer zum schmausenden und trinkenden Genuß bereit, in aller Häßlichkeit neben der Würde menschlicher Gesittung einerschreitet, die Zivilisation verspottet und ein ewiges Bild bacchantischen Genusses, ein ewiges Symbol des lachenden Tieres geworden ist.

*Heinrich V.: Rede zu Harfleur (III, 1).*

Das Werkzeug des Dichters ist die Sprache. Shakespeare, anfangs in der poetischen Redeweise seiner Zeit, im Euphuismus, der englischen Form des Präziosentums befangen, hat sich dichterische Ausdrucksmittel geschaffen, die an Mannigfaltigkeit und Kraft unvergleichlich sind. Aus der Fülle und Saftigkeit des Witzes,

der vor keiner Grobheit zurückschreckt, der immer um seiner selbst und zugleich um des Ganzen willen erfunden ist, von der kunstvollen Platitude seiner Dummköpfe, von dem tiefsinnigen Lyriismus seiner Narren und Schwermütigen, vom Geplauder seiner Kammerkätzchen, Hoffräulein, Edeldamen bis zu der herben Sachlichkeit politischer Männer, dem Zynismus der Verbrecher und der Beredsamkeit der Mächtigen, — ist keine Form menschlicher Rede, die nicht von ihm vollendet, für die seine Sprache nicht Vorbild wäre. Vom Worte aus, vom rednerischen Gebilde her sind seine Gestalten entworfen. Es gibt keinen Dichter, der an Suggestivkraft mit ihm zu vergleichen wäre. Da hebt ein Mensch an zu sprechen, und wie er spricht, hebt er an zu sein. Worte und Sätze heben ihn aus dem Nichts, bilden ihn zu dem, was er in des Dichters, — nun auch schon in des Lehrers Augen ist. Deswegen kann Shakespeare nicht karg an Worten sein. Deswegen liebt er es — und das ist eines seiner großen Geheimnisse —, Menschen in Situationen zu führen, in denen sie reden müssen. Denn er kennt, wie kein anderer, die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen seiner Kunst. Und so mächtig bisweilen die Woge äußeren Geschehens in seinen Werken emporschwillt, auch sie besteht aus Tropfen von Worten und Versen, und selbst die Katastrophen der Schlacht sind aus Worten gewebt. Aber die Worte, deren er einen unerschöpflichen Vorrat besitzt, die er aus allen Schichten der Bevölkerung, aus allen Dialekten, aus allen Berufen erworben hat — denn er wußte in allem Bescheid —, die Worte werden zum Ausdruck aller menschlichen Gedanken und Gefühle, sie werden zu Bildern von kühner und tiefer Bedeutung, zu Scherzen von erhabener Leichtigkeit, zu ungeheuren Katarakten der Leidenschaft zusammengestellt, derart, daß sie in ihrer eigentlichen, nie verschwommenen, begrifflichen Deutlichkeit bestehen und dennoch zugleich Melodie und Klang sind, an den sich die große menschliche Geste bindet.

Eine solche rauschende Musik durchzieht die Dichtung von dem fünften Heinrich, dem Eroberer Frankreichs, der, aus liederlichem Jugendleben durch des Vaters Tod gerissen, zu heldenhaften Tugenden emporwächst, dessen aufgehenden Ruhm wir erleben, dessen Siegeszug wir aus flammenden Worten der Fama selbst erfahren, während die großen Momente dieses Lebens in vielfarbigen Bildern gezeichnet sind. Niemals hat Shakespeare so das Amt des Dichters zu rühmen, erfüllt wie hier. Niemals ist die Woge seines eigenen Gefühls so über sein Herz emporgestiegen wie in der Verherrlichung dieses heroischen Königs, dem er kriegerische und menschliche Tugend, königliche Gerechtigkeit, volkstümlichen Witz, Leutseligkeit und Hoheit zuerteilt.

Der Feldzug nach Frankreich wird beschlossen, und schon  
 „ist die Jugend Englands ganz in Glut,  
 und seidne Buhlschaft hängt im Kleiderschrank;  
 die Waffenschmiede nur gedeihen, der Ehre  
 Gedanke herrscht allein in aller Brust.  
 Sie geben um das Pford die Weide feil,  
 dem Spiegel aller Christenkönige folgend,  
 beschwingten Tritts, wie englische Merkur.“

(II. Chorus 1–8).

Die erste französische Stadt, die sie belagern, ist Harfleur, und Heinrich selbst, das bloße Schwert in der Hand, gleich jedem andern zu sterben bereit, ruft seine Truppen zum Sturm.

*Macbeth: Dolchszene. (II, 1.)*

Aus dem Dunkel der Zeit und dem Nebel des nördlichen Landes tauchen, eingeleitet durch grausige Wechselrede der Hexen, kriegerische Gestalten, siegreiche Feldherrn hervor, Macbeth und Banquo. Macbeth ist der Held des Tages. Er überglänzt den altgewordenen König so, daß, unausgesprochen, ihm selbst noch unbewußt, der Gedanke die Luft erfüllt: Macbeth werde König! Und ungeheuer ruft die Natur selbst, haucht die Luft selbst ihm diesen Gedanken entgegen. Es ballen sich Gestalten zusammen auf der schottischen Heide, schreckliche Hexen, die da sind und nicht da sind, die aus dem noch Verschwiegenen, nicht mehr zu Verschweigenden geronnen sind und die ihm von außen entgegen tragen, was noch ungeboren, keimhaft in seiner noch unschuldigen Seele liegt. Jetzt ist es gesagt, gesagt mit ganzer Angabe des Weges: denn erst muß er Than von Cawdor und von Glamis werden. Er wird es. Kaum im Hauptquartier angelangt, wird dieser Teil der Prophezeiung auf ganz natürliche Weise erfüllt. So muß alles in Erfüllung gehen. Das Kommende, das die Natur schon durchwebte, muß gelingen. Der König will sein Gast sein. Die Gattin, durch einen Brief benachrichtigt, bereitet den Empfang des alten Königs vor; dann, als Macbeth selbst vor den Gästen eintritt, sie sein Zaudern und Schwanken sieht, treibt sie ihn an, erweckt den Ehrgeiz zu großer Flamme, bläst hinein, nicht aus Lust am Bösen, sondern aus blinder, über alle Moral hinwegstürzender Liebe. Denn sie ist keine Hexe, kein Unweib, sie ist die Summe alles Liebenden in dieser Welt. Sie kennt kein Gut als das Glück des Geliebten, sie kennt kein Böses, als was sein Glück hemmt. So will sie morden, aller sittlichen Gesetze frei wie das Tier. Daher versteht sie sein Zaudern, seine Herzensnot nicht, drängt ihm den Dolch auf, den er, schon vor der Tat von den Furien seiner Reue verfolgt, im Wahne blutig vor sich gesehen, und eilt zuletzt, als die Tat getan ist, statt des Schauernden selbst noch einmal in den Mordsaal, um die Spuren des Verbrechen zu verwischen. Da aber erinnert das Antlitz des toten Königs sie an die Züge ihres Vaters, und sie bricht zusammen. Macbeth aber, der den Schlaf gemordet hat, weiterschreitend auf seiner blutigen Bahn, in der er bis über die Knöchel versinkt, um das geraubte Königtum zu bewahren, Macbeth wird von der Frau, die zu viel von seiner Seele gesehen hat, fortgedrängt. Die Ehe, um derentwillen sie das Menschliche verleugnet hat, geht zugrunde. Da, nun die Liebe, die ihr Leben und Moral gewesen, gestorben ist, da überwältigt sie die späte Reue und versenkt sie in Wahnsinn. Er aber, weiter mordend und rasend, sich selbst zum Grauen, verbrennt innerlich an seiner eigenen Schuld, erträgt den entsetzlichen Riß zwischen sich und der Menschheit nicht und büßt die unmenschlichen Taten mit der Beharrung im Bösen und mit Verlust jedes menschlichen Gefühls. Erst als die Natur selbst sich gegen ihn wendet, erhebt er, um das nackte Leben kämpfend, sich aus der Hölle seines Herzens und stirbt, sich selbst und die Welt von dem Schauer seines Blutrausches erlösend, wie ein reiner Held.

Diese tragischste aller Tragödien, durch die unaussprechliche Gewißheiten, verschwiegene Entdeckungen des menschlichen Herzens, letzte geheimste Offenbarungen des Bluts und des Geistes schimmern, die Tragödie von der Selbstzersetzung des schuldigen Charakters erreicht ihren Höhepunkt voll Grausen und Schönheit in der Darstellung jener Mordnacht in Macbeths so friedlich ein-

ladendem Schloß. Der Hausherr hat die Gäste allein gelassen, irrt über den dunklen Schloßhof, von Zweifeln zernagt. Plötzlich sieht er vor sich im Dunkel, den Griff ihm zugekehrt, handgerecht, den Dolch, — und schon ehe er die Tat getan, stürzt die unerträgliche Qual der vollendeten über ihn.

*Hamlet: Sein oder Nichtsein. (III 1).*

Aus einer Kultur, die auf Blutrache gegründet ist und tatkräftige, schnell handelnde Menschen voraussetzt, hebt sich ein einzelner, der, mit nicht minder tüchtigem Körper, nicht besser als alle andern, nur in etwas sich von allen unterscheidet. Er hat etwas mehr als die Zeit, nämlich das Schicksal einer fortgeschrittenen, unablässig regen Vernunft. Das ist Hamlet. Durch den gewaltsamen Tod des Vaters aus seinen Studien herausgerissen, nach Dänemark an den Hof zurückgekehrt, findet er den verdächtigen Oheim auf dem Thron, seine Mutter als schnell getröstete Gemahlin des Mörders. Vergeblich aber ruft sein eignes Herz, vergeblich selbst der entsandte Geist des Vaters — dunkle Stimme aus einer Welt, wo die Anfänge aller unserer Taten liegen — den Sohn zur Blutrache auf. Gelegenheit wird mehrfach geboten, Gewißheit durch eine List gewonnen, eigene Sicherheit durch geheuchelten Wahnsinn erworben. So oft aber der Arm zum Schlage ausholt, so oft auch nur die Absicht zur Tat in ihm sich klärt, wirft die grübelnde, selbsttätige Vernunft immer neue Hemmungen auf, und die Tat versinkt, nur die Geberde bleibt. Denn nur ein einziger Schritt weiter als die andern, eine kleine Verfeinerung der seelischen und geistigen Organe, und „die Entschlüsse, durch Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verlieren der Handlung Namen“!

Das Beispiel des Laertes, eines Mannes der Tat, der den Vater zu rächen kein Bedenken kennt, spornt ihn nicht an, sondern versenkt ihn in Melancholie, Selbstverachtung und Verzweiflung. Denn schon ragt Hamlet in eine Zeit hinein, in der das Töten schwer wird, in der die Tat von unübersteiglichen Wällen des Denkens geschützt wird, in der der Muskel erschlaft und der Geist erstarkt. Ist Claudius wirklich schuldig? Ist der Geist nicht vielleicht ein Sendbote des Teufels? Stimmt die Rechnung, wenn ich Claudius im Gebet, also mit eben gereinigter Seele töte? In solche Fragen flieht die geängstete Vernunft, die nicht zu verdunkelnde Bewußtheit, „die aus uns allen Feiglinge macht“. Seltsame Ironie! Da Hamlet, der Mutter Dolche ins Herz redend, mit schnellem Stoß in dem ertappten Lauscher den König zu töten wähnt, hat er sich geirrt, hat die Tat sich vor der Vernunft kompromittiert und der Weg zum Handeln sich um ein Unendliches verlängert.

So zögert Hamlet, und so wird sein Zögern zum tiefsten, zum unerreichten Symbol der modernen Menschheit. Diese Gabe des feineren Herzens, der höheren Vernunft ist Segen und Fluch, Schicksal der Jahrhunderte, zu denen wir gehören. Dieser Aufstieg ist mit dem Verlust des schnellen Tuns bezahlt. Und Shakespeare ist weit davon entfernt, Partei für diesen Helden und Märtyrer des Denkens zu nehmen, — er stellt, ohne zu richten, neben ihn den kommenden Mann der leichten Tat, Fortinbras, der über die Leiche des Dänenprinzen hinwegschreitet. Hamlet hat die Tat, die ihm von beiden Welten als Pflicht gebotene Tat, nicht verrichtet; denn als er im blinden Jahzorn des Zweikampfs und im Dampf der allgemeinen Katastrophe den König ersticht, ist es doch nicht die Tat, die ihm vorschwebte, nicht die vernünftige, sittliche Tat,

sondern jäher Reflex, jähes Zurückstürzen in tierische Abgründe des Menschen, denen er lange entwachsen war.

Niemals hat Shakespeare mit so großer Genauigkeit wie hier die psychische Lage und Entwicklung eines Menschen gezeichnet, niemals ist ihm, dem alles gelang, das Gemälde der modernen Seele wie in Hamlet gelungen. Breit und figurenreich steht die Zeit vor uns, aus der der einzelne sich löst. Viele Gestalten lehren, durch Kontrast und Folie, das einzige Schicksal in seiner notwendigen Tragik verstehen. Von allen Seiten her fallen Lichter in das metaphysische Dunkel, ohne mehr als die Ahnung zu enthüllen. Diese Ahnung aber ergreift uns mehr als jede klare, gekünstelte Stärke. Denn sie stellt vor uns die unberechenbare, in ihrer organischen Entwicklung immer überraschende, unendlich vielfältige und geheimnisvolle Natur des Menschen.

Sparsam in allem Reichtum, wie er es stets ist, gewährt er uns nur selten Einblicke in die unaufhörliche Arbeit dieses Gehirns, in das Wogen und Wallen dieser Seele. Im Glauben, unbelauscht zu sein, hören wir Hamlet den Gedanken an Selbstmord äußern, ein Gedanke, der, kaum gefaßt, schon eine endlose Kette von Fragen und Bedenken, Zweifeln und Möglichkeiten nach sich zieht und — gleich dem großen Hauptgedanken dieses Lebens — im Nichts endet.

So ist der berühmte Monolog ein Spiegel, in dem sich verkleinert die ganze Dichtung spiegelt, in dem der ganze Charakter und das ganze Schicksal des seltsamsten aller Helden sich wiederfindet.

*Merchant of Venice: Die Rede von der Gnade (IV, 1).*

Shakespeares Lustspiele sind teils übermütige, aus dünnem Fabelstoff gewebte, leichte und launige Spiele, teils von dunklen Schatten nicht freie, ernste Widersprüche des Daseins gestaltende, aber versöhnende Erlösungen. Zu der zweiten Gruppe gehört der Kaufmann von Venedig.

In allen Lustspielen Shakespeares siegt Musik über die Disharmonie der Welt. Das Ende ist stets eine Erlösung in Musik. Aber nirgends wie in dem heitern-ernsten Spiel von dem venetianischen Kaufmann, der Hab und Gut auf seinen Flotten verloren, dem Juden, von dem er geliehen, verfallen ist und sich nur loskaufen kann um den Preis eines Pfundes Fleisch, das aus seiner Brust geschnitten werden soll. Hier ist die Musik nicht mehr Zierat oder Verklärung des Schlusses, sondern ein Teil der Welt, jener klingenden, hinreißend schönen Welt von Belmont, wo Portia in übermütigem Liebesspiel sich umwerben läßt. Diese Portia, Shakespeares liebenswürdigste Gestalt, ist selbst Musik. Alle, die in ihre Nähe kommen, werden von Harmonie empfangen und in jene erhabene, überirdische Seligkeit gehoben, in der gut und schön nur noch eins ist. So darf in ihrem mondhellten Garten zwischen das Gelächter der Liebenden das tiefe Kernwort des Stückes gesprochen werden:

„Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst,  
den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,  
taugt zu Gewalt, Verräterei und Tücke.

Glaube keinem solchen! Lausch auf die Musik!“

Einer ist aber da, der keine Musik in sich selbst hat, den Portia nicht in dem Kreis der Harmonie empfangen kann. Und dieser eine ist der Vertreter einer anderen Welt, einer dunklen, geschmähten, leidvollen Welt der Gassen und Keller, und zugleich Repräsentant

eines verfolgten, lange gedemüthigten Volkes, — der Jude Shylock. Deshalb steigt in ihm, als er den reichen christlichen Kaufherrn in seiner Gewalt hat, ein gleichsam überpersönlicher Haß empor, der Haß des ganzen verachteten Volkes, der Haß der ganzen, dunklen, leidvollen Welt gegen die Seligen, die im Lichte von Belmont leben. Er findet, lange für diese Rache bereit, ein altes, längst vergessenes barbarisches Gesetz und fordert Recht, er, dem bisher nie Recht geworden war. Er fühlt, wie alle gegen ihn verbündet sind, und er greift nach dem Recht, das über ihnen allen steht. Es geht nicht mehr um ihn und um sein Geld, es geht um eine qualvolle Vergangenheit, um eine ganze Welt von Dunkel und Pein. Deshalb ist er unbeugsam. Er fordert vor Gericht das Pfund Fleisch aus des Schuldners Brust, und er weiß nicht, wie wir, die wir gerührte Zeugen dieses unvergeßlichen Schauspiels sind, daß in der Robe des Richters Portia steckt, daß, da sie zugegen ist, nichts Unheilvolles geschehen kann, daß durch ihre Nähe schon alle Macht dem Bösen genommen ist. Ehe aber Portia den Mann des Rechtes mit noch feinerer Auslegung des Rechtes, ehe sie den Unbeugsamen mit seinen eigenen Waffen schlägt und den Getroffenen wie ein verwundetes Tier sich verkriechen läßt, läßt sie aus der Harmonienfülle ihrer Seele und ihrer oberen Welt den Gesang der Gnade über den Leid- und Zorngeblendeten herabträufeln. Sie öffnet auch ihm das klingende Tor ihrer Zauberwelt des Edlen und Leichten, — er sieht nichts als das Recht, — Jahrhunderterte fesseln ihn —, er hat keine Musik mehr in sich selbst —, und erst das Recht selbst kann ihn fallen. Denn er steht und fällt mit der Gerechtigkeit.

In Portia aber ist mehr als Gerechtigkeit. Hier ist Liebe und überlegene lachende Weisheit. Hier fließt der Quell der Gnade, die mehr ist als Recht und Gesetz, und über die jammervolle Wut des rachgierigen Gerechten quillt die süße Milde des Menschlichen, in das Dunkel der Gassen und Keller sinkt der Sternenschein aus den Gärten von Belmont.

Berlin-Steglitz.

Paul Altenberg.

#### CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

Le XIX<sup>e</sup> siècle, par sa conception scientifique et matérialiste de l'univers, avait détruit l'équilibre que Kant avait établi entre le moi et le monde. L'homme avait été replacé dans la nature — ce qui était leçon de modestie, mais abandonné à la tyrannie des choses — ce qui était funeste à la dignité humaine. La conscience de descendre du singe lui semblait plus importante que la volonté de devenir un dieu, écrivait très justement le critique Kurt Pinthus, qui se rencontre ainsi jusque dans la forme même de la pensée, avec René Arcos en un chapitre de *Pays du Soir*. Aussi le titre du recueil d'essais de Ludwig Rubiner: *Der Mensch in der Mitte*, aurait-il pu servir de devise à la génération européenne qui, héritière de la vraie pensée de Nietzsche, et, par son intermédiaire, de la tradition des grands moralistes français, cessa, au début du XX<sup>e</sup> siècle, de ne voir que la nature pour redécouvrir la merveille qu'est l'homme. Or, avec une spontanéité naturelle dans la patrie des peintres de caractères, la France aura fait, après la phase de recueillement, de retour sur soi, du symbolisme, ce que Georges Périn — un ami des poètes de l'Abbaye — a appelé «la rencontre humaine de l'homme», et il est permis



de dire que la littérature française du XX<sup>e</sup> siècle est, dans l'ensemble, caractérisée par une hantise profonde du mystère de l'âme humaine qui vit derrière les formes coudoyées chaque jour. Cette nouvelle «*Einstellung*» — pour reprendre le terme cher à H. Keyserling — avait du reste été préparée par des écrivains de la génération précédente, ceux que E. R. Curtius a étudiés dans ses *literarischen Wegbereiter des neuen Frankreichs*, c'est-à-dire par Romain Rolland, Ch. L. Philippe, P. Claudel, C. Péguy et André Gide. Celui-ci, dans une *Préface aux Fleurs du Mal*, n'écrit-il pas: «On vient nous répéter souvent qu'il n'y a rien de nouveau dans l'homme. Peut-être; mais tout ce qu'il y a dans l'homme, on ne l'a sans doute pas découvert. Oui, je me persuade avec tremblement que bien des trouvailles restent à faire, et que les cadres de l'ancienne psychologie . . . paraîtront bientôt plus artificiels et périmés que les cadres de l'ancienne chimie depuis la découverte du radium.» (*Incidences*, p. 168.) Or j'ai pu recueillir dans un ouvrage (à paraître) sur la génération ayant atteint sa majorité vers 1900, des textes nombreux et tout aussi significatifs, qui prouvent qu'ainsi que l'écrit Bernard Grœthuyens à propos de Dilthey (*Introduction à la pensée allemande depuis Nietzsche*. Stock, Paris), «nous avons acquis une puissance nouvelle: celle de comprendre d'autres vies en d'autres temps et lieux, et de faire revivre en nous ce qui n'est pas de notre vie». La génération de 1900 est, selon l'expression de Jacques Rivière, une génération de *disponibles*, c'est-à-dire d'hommes «aimant tout ce que leur cœur inventait de sentir»<sup>1)</sup>, et résolus à s'enfoncer dans le sous-sol resté vierge des domaines que leurs pères avaient commencé d'explorer (G. Duhamel. *Essai sur le roman*). Le roman moderne constitue donc une vaste enquête sur la réalité profonde et cachée de l'âme, enquête magnifiquement inaugurée par Marcel Proust, secondée par les travaux de psycho-physiologie et les suggestions du freudisme et menée par les talents les plus divers. Il en résulte à la fois un élargissement et un approfondissement: d'une part sont annexés de nouveaux territoires intérieurs, jusque-là rapidement traversés, quand ils n'étaient pas dédaignés, voire même ignorés; d'autre part sont utilisés de nouveaux procédés d'investigation qui restituent à la vie mentale sa richesse et sa continuité et qui font deviner sous la vie consciente des abîmes jusqu'à présent insoupçonnés.

### 1. Élargissement psychologique.

Il est à peine exagéré de dire que le roman n'a été longtemps qu'une histoire d'amour. L'analyse des nuances infinies de la passion de l'homme et de la femme, tel était, tel semblait devoir être avant tout l'objet du roman. Hâtons-nous du reste d'ajouter que Balzac vit autre chose que l'amour dans la «comédie humaine», mais en gros, notre observation reste exacte. Or, de plus en plus, l'attention des romanciers se tourne vers les multiples sentiments dont est animée la vie intérieure: l'amitié, le goût des sports, l'ambition, la passion du travail, l'amour de la souffrance, le désir de parcourir le monde, etc. Et cette investigation se poursuit non seulement chez l'adulte, mais aussi chez l'enfant et l'adolescent, — non seulement chez le civilisé, mais aussi chez le primitif, — non seulement chez

<sup>1)</sup> Voir la critique sévère de cette tendance par G. P. Friedmann dans le premier cahier de *L'Esprit* (Rieder, 1926, p. 144 et suivantes).

l'homme moyen, mais aussi chez le génie, — non seulement chez l'être bienportant, mais aussi chez le malade, — non seulement dans la créature humaine, mais jusque dans la bête.

J'ai analysé dans ma dernière chronique *Deux Hommes* de G. Duhamel et *Autrui* de René Arcos: ces deux livres, par leur pathétique poignant, ont prouvé suffisamment que l'amitié pouvait être une source d'émotions aussi puissantes que les plus tumultueuses passions. Le lyrisme lui-même a bénéficié de cette redécouverte d'un sentiment que l'on croyait incapable de soutenir une grande œuvre: qu'il me suffise de rappeler le second chant de la *Danse devant l'Arche* de Henri Franck, maints poèmes de l'Abbaye et ce passage d'une lettre de Jacques Rivière: «J'ai touché le dernier fond de l'amitié humaine, où il y a une sorte d'abjuration de soi et de préférence dévorante pour autrui», — et de signaler dans un livre charmant de César Santelli: *L'Adieu à l'enfance* (Les Cahiers du Mois, Nr. 20, Emile-Paul, Paris 1926) un simple chapitre où est évoquée avec délicatesse une amitié d'enfants (*Emmanuel*), de même que dans *Le Naïf* de F. Hellens, le chapitre: *Vocations*.

Mais la vie est autant que relations humaines, qu'échange de pensées et de sentiments, travail créateur où l'énergie et le génie sous toutes ses formes se dépensent et s'exaltent. La vie est lutte de l'individu pour son existence et pour celle des autres dont il est solidaire, et cette lutte est riche en drames émouvants, quand les nécessités quotidiennes exigent le sacrifice des désirs de bonheur les plus légitimes. Or, j'ai eu déjà l'occasion de montrer comment Charles Vildrac avait dans *Madame Béliard*, su mêler intimement à la vie sentimentale de ses protagonistes les soucis et les obligations de la vie professionnelle. Mais c'est dans l'œuvre de Pierre Hamp qu'il convient de rechercher l'origine de cette veine, dans cette œuvre placée sous le signe de *la peine des hommes*<sup>1)</sup>, et qui possède à la fois la solidité de documentation d'une enquête sociologique et la vie palpitante de l'expérience directe d'une âme passionnée. Depuis 1908, P. Hamp dit sa pitié pour les héros du travail, célèbre l'activité féconde et pacifique<sup>2)</sup>. Et c'est de lui que se réclame formellement le premier des deux romanciers plus jeunes qui ont tenté le portrait d'un homme non plus engagé dans une intrigue amoureuse, mais se donnant corps et âme à sa tâche d'industriel: à savoir Jean-Richard Bloch, (né en 1884) dans . . . *et Compagnie* (N. R. F. — Ecrit de 1911 à 1914, 1<sup>re</sup> édition en 1917 — édition remaniée en 1925). . . *et Compagnie* est l'histoire d'une famille de juifs alsaciens qui, ayant opté pour la France en 1871, reconstitue son industrie en Normandie, grâce à l'esprit de sacrifice de ses membres, à leur initiative et à leur énergie. Or les préjugés ancestraux, peut-être nécessaires du reste, contraignent le chef de l'usine, Joseph Simler, à un acte de renoncement digne d'un héros cornélien.

<sup>1)</sup> Comporte: *Le Rail*, *Marée fraîche*, *Vin de Champagne*, *L'Enquête*, *Le travail invincible*, *Les Métiers blessés*, *La Victoire mécanicienne*, *Les Chercheurs d'or*, *Le Cantique des Cantiques*, *Le Lin*, *Un nouvel Honneur*, *Une nouvelle Fortune*.

<sup>2)</sup> Cf. dans *Une nouvelle Fortune*, l'essai: *Les Lettres contre le Travail* où l'on peut lire: «Les classiques français ont ignoré le Travail. Leurs drames sont individuels, non sociaux. Que restait-il de Racine et de Corneille, l'amour ôté?» La remarque s'applique à d'autres qu'aux classiques du XVII<sup>e</sup> siècle français.

Un écrivain de la même génération que J. R. Bloch, André Maurois<sup>1)</sup> a, dans *Bernard Quesnay* (N. R. F. 1926), mis à profit son expérience d'industriel à Elbeuf, où sa famille, alsacienne d'origine, était venue se fixer après la guerre de 1870 (tout comme les Simler de J. R. Bloch). Le héros du livre, Maurois nous le montre évoluant de l'indifférence pour son métier jusqu'à la passion exclusive de ses ancêtres, alors que son frère Antoine, reconnaissant que la tyrannie des affaires menace son bonheur, quittera l'usine. Des deux frères, l'un sacrifiera sa fortune aux joies supérieures de la vie conjugale, tandis que l'autre se verra abandonné de sa maîtresse, lorsque celle-ci se rend compte que la vraie vie de son amant est ailleurs, dans sa dévotion au métier, dans le sacrifice d'une partie de son moi. Le travail est pour Bernard Quesnay la seule raison de vivre<sup>2)</sup>.

— «*It's funny, Bernard, to see you turned into a big man of business. Everybody says you are one.*

— «*Don't you believe them. It's all a game,* répond Bernard à sa belle-sœur Françoise.

Le travail serait un jeu, la lutte commerciale un sport, et il n'y aurait au fond nulle différence essentielle entre l'activité professionnelle et celle des sports. Rien d'étonnant, dès lors, que le goût de l'action, une des formes du «plaisir de vivre», du «plaisir d'être quelqu'un à qui quelque chose arrive», «d'être au milieu des événements du monde», pour reprendre les expressions de Jacques Rivière dans son essai clairvoyant de 1913 sur *le Roman d'aventures* (N. R. F.), se manifeste non seulement dans la participation aux œuvres sociales<sup>3)</sup>, à l'activité économique et la recherche des aventures, mais encore dans la pratique des sports. D'où ce que l'on appelle, peut-être improprement, le roman sportif contemporain, dont je ne puis ici qu'esquisser un tableau d'ensemble rapide. Dans ce domaine, Louis Hémon, l'auteur de *Maria-Chapdelaine*, dont l'existence aventureuse trahit justement la soif d'action, de vie pleine et riche, aura été un des tout premiers prospecteurs, avec son roman: *Battling Malone, pugiliste* (Grasset, 1926), qui fut écrit à Londres, avant 1911, au temps où Carpentier remportait ses premières victoires<sup>4)</sup>. Nous avons là un portrait

<sup>1)</sup> Né en 1885, de son vrai nom: Hertzog. Oeuvres (chez Bernard Grasset, sauf *Bernard Quesnay*): *Les silences du colonel Bramble*; *Les discours du docteur O'Grady*; *Ni ange ni bête*; *Ariel ou la vie de Shelley*; *Dialogues sur le commandement, Méïpe ou la délivrance* (voir 2<sup>e</sup> chronique).

<sup>2)</sup> L'homme d'affaires moderne se retrouve dans: *Rabeval* (1923) de Lucien Fabre (N. R. F.) et *Lewis et Irène* (1924) de Paul Morand (Grasset)

<sup>3)</sup> Lire à ce sujet: *Carnaval est mort* (N. R. F.) de J. R. Bloch, où sont réunis les articles de la revue au titre caractéristique: *L'Effort* (1910—1916); *Lettres à quelques amis* de Henri Franck (Cahiers verts, Bernard Grasset, 1926), en particulier les pages 108—109 et 92, 96, 97.

<sup>4)</sup> Il faut lire au début de ce roman la préface où Daniel Halévy dit le peu que l'on sait de cette existence étrange, qui rappelle celle de Rimbaud. Même désir d'aventures a poussé plusieurs écrivains de la même génération à travers le monde, désir d'aventures qui se combine d'ailleurs avec la volonté de s'affranchir des liens sociaux et celle de connaître les hommes.

d'âme de boxeur et un tableau des milieux de la boxe à Londres, le tout traité avec fougue et précision à la fois.

La guerre survint: comme les Anglais, nombre de Français la firent selon les règles du « franc jeu », ainsi Henry de Montherlant, représentant typique de cette génération passionnée de sports dont Claude Aveline traçait un portrait dans *Le Navire d'Argent* de Janvier 1926, et dont Alban de Bricoule dans *Le Songe* et *Les Bestiaires* est la disposition littéraire. On peut dire que toute l'œuvre de Montherlant a le sport pour thème central. *Homme de la Renaissance* (cf. l'essai que lui consacre sous ce titre son ami J. N. Faure-Biguet, Plon, 1925), Montherlant l'est vraiment, essentiellement, comme par une résurrection d'un type humain disparu, il l'est par sa tendance vers l'emploi total de l'être, l'amour de la beauté corporelle (« Qu'un visage est pauvre auprès d'un corps » Montherlant), la liberté et la violence de la vie. On connaît déjà de H. de Montherlant: *Le Paradis à l'ombre des épées* et *Les Onze devant la porte dorée*, avec leurs portraits du jeune sportif Peyrony et des jeunes filles du stade: *Mademoiselle de Plémour* et *la petite 19*, leurs méditations et leurs hymnes sensuels et naïfs, païens et modernes à la merveille du corps et du mouvement. Il était en effet réservé à notre époque de faire la découverte du corps humain, d'en chanter la louange sans fausse pudeur et sans vulgarité. Il faut lire, à ce point de vue, dans *Le Songe* les pages 330 et suivantes et dans *l'Histoire de la petite 19*, le début du chapitre V. Dans son dernier roman, *Les Bestiaires*<sup>1)</sup>, H. de Montherlant, sous le masque du héros du *Songe*, Alban de Bricoule, nous conte, mêlés à une intrigue romanesque (du reste fort habile et révélatrice) ses propres souvenirs de jeune aficionado toréant dès l'âge de 17 ans en Espagne et en France dans une becerrada et renouvelant depuis lors ses exploits de passes et d'estocades. Or je voudrais pouvoir citer au moins quelques passages de cette œuvre qui témoignent non seulement d'un tempérament original d'artiste capable de réaliser dans la lutte et l'écriture le songe qui le hante, fait de violence, de volupté et de mysticisme, mais encore d'un sens vraiment surprenant de la vie secrète des bêtes, des chiens, des chevaux et des taureaux. Qu'il me suffise de renvoyer mes lecteurs à la scène de dressage d'un cheval andalou Cantaor, à la course du troupeau de taureaux dans la plaine, aux trousses d'Alban qui, sur sa jument aux cheveux de femme, fuit dans la nuit, enfin, au récit de la course aux tragiques péripéties, d'où Alban sort vainqueur. Et l'on se rendra compte de la vérité profonde enclose dans cette réflexion d'Alban: « Plus nos rapports sont intimes avec la nature, plus nous sommes proches du surnaturel. »

Pour être complète, cette esquisse de la littérature sportive devrait enfin mentionner: de Joseph Jolinon, *Le Jeune Athlète* (1912), de Dominique Braga, « 5000 », de André Obey, *L'Orgue du Stade*, de Jean Prévost, *Plaisirs des sports* et enfin, de Luc Durtain, *Ma Kimbell*, cette histoire de « mécano » en qui l'amour

<sup>1)</sup> En même temps que ce roman paraissait *La Bête du Vaccarès* de Joseph d'Arbaud, dont le théâtre est la Camargue comme dans l'Épilogue des *Bestiaires*. Un cousin de H. de Montherlant, le marquis de Baroncelli (le père de Soledad dans les *Bestiaires*!) est éleveur de taureaux en Camargue et à la fois poète, dompteur de bêtes sauvages et mainteneur de l'idée romaine et catholique en Provence.

l'emporte sur la motocyclette, au milieu de la féerie méridionale de la lumière, des couleurs et des parfums!

\* \* \*

Il serait capital, si l'on voulait retracer la physionomie générale de la génération qui entra en scène avec le nouveau siècle, de rechercher sous quelles formes variées se manifesta le mysticisme qui est un trait caractéristique des Clermont, Arcos, Larbaud, Vildrac, Psichari, Bloch, Duhamel, Mauriac, Romains, Chennevière, Jouve, Rivière, Fournier, Franck, Bernanos, Durtain, etc. Et cet effort aboutirait à distinguer le mysticisme religieux du mysticisme social (unanimiste ou révolutionnaire) et du mysticisme humain avec ses nuances infinies, mais avec un fond whitmanien et tolstoïen, déjà existant dans quelques représentants de la génération précédente, celle de R. Rolland et de Ch. L. Philippe. Or le mysticisme chrétien qui avait trouvé antérieurement son expression populaire chez Péguy, et « catholique » chez Claudel, aura évolué de plus en plus nettement, sans nul doute sous l'influence de la guerre et de ses épreuves, vers un besoin de souffrance et de renoncement, qui apparaît jusque dans les âmes détachées de tout dogme<sup>1)</sup>, et qui est intimement lié à la hantise du mal, du péché, bref, à la résurrection de Satan, préparée par Baudelaire et Dostoïewski (ce dernier vraiment *naturalisé* en France grâce à A. Gide<sup>2)</sup>). Et il est fort significatif de constater que les trois derniers romans catholiques gravitent autour de ce problème du mal et de la rédemption, je veux parler du *Signe sur les mains* de E. Baumann (1926, Grasset), de *Sous le Soleil de Satan* de G. Bernanos (1926, Plon) et de *La Chercheuse d'amour* de L. Artus (1926, Grasset). Le premier nous dépeint le sacrifice d'un jeune homme abandonnant sa fiancée pour obéir au vœu qu'il a fait pendant la guerre de se faire prêtre, si son ami qui se destinait au sacerdoce, venait à être tué; le second — qui a connu un succès considérable — est le récit de la vie d'un prêtre, l'abbé Donissan, le saint de Lumbres, âme tourmentée perpétuellement par le Malin, et sous les formes les plus insidieuses (l'histoire de Mouchette, jeune fille possédée du démon, la scène de la flagellation, la rencontre nocturne avec le diable sous les traits d'un maquignon, le miracle manqué de la résurrection de l'enfant, etc., sont d'une puissance incontestable!); enfin, le dernier est la légende d'une actrice juive qu'une vocation de la souffrance pousse d'amour en amour vers l'Amour unique, celui qui fait fi de la jeunesse, de la beauté, de la science, de l'art, de la philanthropie, des causes élevées, de l'estime d'autrui, des joies de la famille et de l'amour terrestre.

Qu'une vague de littérature mystique déferle actuellement sur la France, c'est ce dont on ne saurait douter, et l'un des signes les plus révélateurs est la création de la collection: *Le Roseau d'Or* chez Plon et Nourrit, qui publie des œuvres et des chroniques de E. Baumann, N. Berdiaeff, P. Cazin, G. K. Chesterton, P. Claudel, J. Cocteau, S. Fumet, H. Ghéon, M. Jacob, J. Maritain, H. Massis, G. Papini, etc. Or le 9<sup>e</sup> volume de cette collection donne justement

<sup>1)</sup> Cf. chez Duhamel, le chapitre: *Douleur et Renoncement* dans *La Possession du Monde* et d'une façon générale les poèmes et les romans où la question de la grâce est posée sur le plan humain.

<sup>2)</sup> Cf. son *Dostoïewski* et les *Jugements* (II) de H. Massis, où les vues exactes sont gâtées par les partis-pris orgueilleux.

*La Vie admirable et les révélations de Marie des Vallées*, par Emile Dermenghem, et Marie des Vallées se trouve être une «possédée» de la première moitié du XVII<sup>e</sup> siècle, qui exerça une influence profonde sur saint Jean Eudes et d'une façon générale, sur les «spirituels» de son temps, par les mystérieux phénomènes qui accompagnaient la vie intérieure de la sainte normande de Coutances.

\* \* \*

Dans son histoire de la littérature anglaise, H. Taine notait à propos de David Copperfield qu'il n'y avait pas d'enfants dans notre littérature, et plus récemment encore, Jacques Rivière tentait d'expliquer ce qu'ont de conventionnel, de gauche et d'inintéressant les enfants dans les rares romans où on en rencontre, par «l'horreur française de l'informe qui va jusqu'à la gêne devant ce qui n'est pas encore formé». Or, venus tard à l'enfant, les romanciers regagnent le temps perdu, et dès 1924, Henri Massis, encore qu'il eût particulièrement en vue la littérature de l'adolescence, constatait avec dépit la faveur croissante des études de psychologie infantile (*Jugements* II, p. 108—134). Son amertume d'alors ne peut qu'avoir grandi jusqu'à l'écoeurement; pour nous, qui ne partageons nullement son horreur malade du romantisme et sa manie moralisante, nous ne saurions que nous féliciter de ces tentatives d'exploration dans un univers aussi mystérieux et aussi attirant que celui de l'âme neuve encore des hommes. Or, l'année 1926 a vu paraître trois livres dont le héros est un enfant; ce sont: de C. Santelli, *L'Adieu à l'enfance*<sup>1)</sup>; de F. Hellens, *Le Naïf*<sup>2)</sup>; de H. Pourrat, *Le mauvais garçon*<sup>3)</sup>. Résumer ces livres est impossible: tout leur charme est dans la notation extrêmement attentive des troubles les plus fugaces de l'âme enfantine devant les mystères de la mort, de l'amitié, de la chair, de la foi et de l'amour. De ces trois livres, en dépit de techniques fort différentes (simplicité unie, — réalisme fantastique, — monologue intérieur adapté et renforcé d'un symbolisme délicat par l'union intime du récit des faits et de la peinture du décor, l'évocation de l'atmosphère) se dégage une même impression de lourde inquiétude, comme à l'approche menaçante d'un orage, d'où l'être sortira mûri ou brisé.

\* \* \*

Le même attrait que celui qui a donné naissance à la littérature de l'enfance, se retrouve à l'origine de celle qui tente de pénétrer l'énigme des âmes primitives. Sans doute faut-il dans ce que l'on a curieusement appelé *littérature coloniale* (et une chronique entière ne suffirait pas à donner une idée complète de celle-ci<sup>4)</sup>) faire ab-

<sup>1)</sup> Cahiers du Mois (Emile-Paul).

<sup>2)</sup> Emile-Paul.

<sup>3)</sup> N. R. F. Je tiens à rappeler de Jeanne Galzy les souvenirs de ses premières années de professorat: *La Femme chez les garçons* (Rieder, 1924); ce livre est tout nourri d'observations délicates et vraies sur la psychologie des enfants en classe.

<sup>4)</sup> Plus de 30 écrivains, dont: M. A. Leblond, J. Eberhardt, P. Bonardi, R. Randau, F. Bœuf, M. Harry, E. Nolly, J. d'Esme, J. A. Nau, H. Daguerches, R. Maran, V. Segalen, J. Ajalbert, J. Leuba, H. Wild, L. Cousturier, L. Lecoq, C. Renel, J. R. Bloch, R. Chauvelot, P. Mille, A. de Pourville, J. Boissière, les frères.

straction de ce qui est recherche d'exotisme, de pittoresque extérieur et facile. Il n'en reste pas moins que, surtout pendant et depuis la guerre — je le dis ici par souci de la vérité historique et pour éclairer une question d'ordre politique et international — est née et s'est développée en France une curiosité affectueuse, une sorte de sentiment de frère aîné, pour le jaune et le noir. La vogue littéraire se trouve ainsi intimement liée au problème des colonies, tel qu'il est posé par exemple dans le livre si généreux et si perspicace de Léon Werth sur la *Cochinchine* (Rieder, 1926). Qui donc, après avoir lu cette étude pénétrante de l'âme annamite, du sens profond de ses réticences, pourra parler de l'impuissance spécifique du Français à comprendre une âme autre que la sienne propre? Mais c'est peut-être à une femme, à Lucie Cousturier — hélas disparue — que revient le mérite d'avoir donné jusqu'ici la vision la plus profonde, parce que la plus dénuée de prétention et la plus affectueuse en même temps que la moins romanesque, de la vie intérieure des nègres de l'A. O. F. Après *«Des Inconnus chez moi»*, c'est-à-dire le livre où cette femme de grand cœur révélait ses découvertes dans l'âme sénégalaise durant la guerre, alors qu'elle s'était faite l'institutrice et l'éducatrice des noirs sur la côte d'Azur, ont paru deux livres: *Mes inconnus chez eux* (*Mon amie Tatou, citadine, et Mon ami Soumaré, laplot*, chez Rieder, 1925). Or, ce qui dira mieux que n'importe quel éloge la fécondité de l'action spirituelle de Lucie Cousturier, c'est le livre: *Force-Bonté* qui constitue comme son testament, et dont l'auteur se trouve être un tirailleur sénégalais, Bakary Diallo, qui, en 1914, ne faisait encore que balbutier le français<sup>1)</sup>, et qui, dix ans plus tard, sait dire avec une admirable simplicité ses rêves d'enfance dans la brousse, ses aventures, son engagement, sa vie de soldat ses souvenirs de guerre, d'hôpital, son amour de la France et de l'humanité, sa foi dans la bonté triomphante et «dans l'effort de la pensée humaine».

\* \* \*

A la fois lointaines et proches des âmes d'enfants et de primitifs, celles des génies tentent les romanciers, après avoir été l'objet de l'étude des historiens. Et comme j'ai déjà eu l'occasion de le mentionner incidemment, deux collections sont nées simultanément, consacrées aux vies des hommes illustres, celle de Plon-Nourrit et celle de la N. R. F. Dans la première ont déjà paru *La prodigieuse vie d'Honoré de Balzac*, par René Benjamin (avec la vie et la verve, mais aussi le grossissement caricatural propres à l'auteur de *Gaspard*); *La vie aventureuse de Jean-Arthur Rimbaud*, par Jean-Marie Carré, germaniste, professeur d'Université, bien connu pour sa thèse: *Goethe en Angleterre* (avec la solidité d'un travail savant qui sait ingénieusement mettre en œuvre les études

Tharaud, A. Demaison, G. Duhamel, etc., etc., ont consacré leur œuvre exclusivement ou en partie à l'étude des indigènes de nos colonies.

Il existe même un prix de littérature coloniale, attribué en 1926 à Roland Lebel, auteur d'un livre sur *L'Afrique occidentale dans la littérature française*.

<sup>1)</sup> La littérature française contemporaine comporte — phénomène remarquable — plusieurs écrivains de langue maternelle étrangère: le Roumain Panait-Istrati; l'Anglais J. Green.

existantes et la finesse d'intuition psychologique d'un fervent rimbaldien); *La vie paresseuse de Rivarol*, par Louis Latzarus (avec l'évocation captivante de la société du XVIII<sup>e</sup> siècle autour d'une figure pleine de séduction); enfin *Le roman de François Villon*, par Francis Carco, l'auteur de *Jésus-la-Caille*, dont l'imagination s'est plu, soutenue par la lecture des ouvrages d'érudition sur le poète et sur la société de l'époque, à restituer une existence vraisemblable, dont les événements expliquent l'œuvre. Sont annoncés: *Mon ami Robespierre*, par H. Béraud; *Descartes*, par Louis Dimier; *La Vie douloureuse de Baudelaire*, par F. Porché (déjà paru dans la *Revue de Paris*). D'autre part, l'éditeur G. Gallimard (N. R. F.) a, d'ores et déjà, dressé le plan général d'une série de 36 vies d'hommes illustres. La publication fut inaugurée par le *F. Liszt* de G. de Pourtalès, qui va paraître en allemand, puis est sorti le *Talleyrand* de Jacques Sindral (également connu sous son vrai nom de Fabre-Luce), livre extrêmement remarquable par la façon originale dont nous sont présentées les diverses faces d'une personnalité complexe et fuyante, souvent mal comprise et mal jugée. Rarement les rouages psychologiques d'une âme ont été démontés avec autant de maîtrise.

\* \* \*

Enfin les malades, avec Jeanne Galzy, dont je ne ferai que rappeler *Les Allongés* (pour tuberculose osseuse de Berck-sur-Mer), et André Baillon, l'écrivain belge<sup>1)</sup> (comme Franz Hellens) déjà connu pour *Histoire d'une Marie*, *En Sabots*, *Par Fil spécial*, et qui, dans *Un Homme si simple* et *Chalet 1* (1926) donne les confessions troublantes de Jean Martin, homme de lettres, pensionnaire de l'hôpital de la Salpêtrière, neurasthénique frisant la douce folie.

Un exemple montrera pleinement quelle lumière étrange André Baillon sait projeter sur les phénomènes mentaux de l'homme «piqué», assez lucide encore pour souffrir de son déséquilibre, et pour le noter avec précision.

### Inquiétude.

Quand je me suis couché hier, la pancarte de mon lit pendait à gauche. Ce matin, elle pend à droite. Qui l'a déplacée? Pourquoi? Est-ce un signe? Quel signe? — Bornet, as-tu déplacé ma pancarte? — Je n'ai rien à voir avec ta pancarte. — M<sup>lle</sup> Brichard, excusez-moi; on a déplacé ma pancarte. — Ne vous frappez pas; elle n'est pas soudée, votre pancarte. — M<sup>lle</sup> Bourquet, on a... Personne n'a l'air de savoir que l'on a déplacé ma pancarte. Pourquoi? Au déjeuner, l'après-midi, le soir, je roule des idées de pancarte. La veilleuse arrive. — M<sup>me</sup> Legorrec, on a déplacé ma pancarte. — C'est moi, mon petit. J'ai voulu voir ce qu'il y avait d'écrit sur votre pancarte. — Ah! Pourquoi a-t-elle voulu savoir ce qu'il y avait d'écrit sur ma pancarte?

### 2. Approfondissement psychologique.

Le défaut de place me contraint à réduire cette seconde partie de mon étude à la simple énumération des procédés grâce auxquels

<sup>1)</sup> J'aurai prochainement l'occasion de tracer une esquisse de la littérature belge contemporaine de langue française.



la psychologie parvient à découvrir des replis mystérieux de l'âme humaine, jusqu'à présent négligés ou ignorés. L'analyse détaillée d'œuvres choisies à dessein me permettra d'ailleurs, au cours de mes chroniques prochaines, de préciser la nature de cet approfondissement, et je me contenterai aujourd'hui de signaler à l'appui de chacun des procédés quelques exemples caractéristiques tirés d'œuvres connues. Mais, avant tout, il convient de remarquer la sincérité absolue, affranchie de toute convention, dont témoignent les œuvres contemporaines, une sincérité qui ne recule devant aucun aveu, qui — sous l'influence bienfaisante du freudisme — ne condamne plus certains sentiments comme honteux et déshonorants, parce qu'ils sont troubles et en liaison avec les fonctions sexuelles. Ce fait, une fois établi, il est possible de distinguer dans la mise au jour de ce que S<sup>te</sup> Beuve appelait les *penetralia* de l'être humain, l'application des procédés suivants:

1<sup>o</sup> le *monologue intérieur* qui, de l'*Ulysses* de J. Joyce a passé en France, grâce à Valéry-Larbaud (voir ses œuvres les plus récentes).

2<sup>o</sup> le *procédé du «recoupement»*, qui consiste à peindre un même personnage sous plusieurs angles, en le faisant observer par d'autres (voir *Les Faux Monnayeurs* de Gide).

3<sup>o</sup> la *technique du ralenti*, qui tente de restituer toute la trame subtile d'émotions, de désirs, d'images, de sensations, d'idées, de rêveries, de réflexes, tendue entre les événements (voir *La Confession de Minuit* de Duhamel).

4<sup>o</sup> l'*artifice du «simultanisme»*, qui voudrait donner une image plus exacte de la vie mentale où paroles, pensées et rêves se superposent (voir dans la *Nuit Kurde* de J. R. Bloch, le dialogue de Saad et de Mirzo).

5<sup>o</sup> l'*écriture automatique surréaliste* (cf. Manifeste du surréalisme de André Breton, S. Kra, Paris.)

Chambéry.

Christian Sénéchal.

## LEITSÄTZE BETR. DIE NEUSPRACHLICHEN SCHRIFTLICHEN KLASSENARBEITEN.

Anlässlich des Provinzialtages des Preußischen Philologenverbandes zu Weilburg a. L. am 29. September 1926 wurden von den Vertretern der neusprachlichen Arbeitsgemeinschaften der Provinz Hessen-Nassau folgende Leitsätze angenommen:

1. Die schriftlichen mit Noten zu versehenen Klassenarbeiten sollen das natürliche Ergebnis des Unterrichts sein. Vor Überspannung der Forderungen und Erwartungen ist zu warnen.

2. Die freie Arbeit (Umformungen aller Art, auch zur Einübung des Grammatikstoffes, Nacherzählungen, Inhaltsangaben) steht auf allen Klassenstufen an erster Stelle. An zweiter stehen Diktate. Gelegentlich können Übersetzungen aus der Fremdsprache und auf der Unter- und Mittelstufe Übersetzungen in die Fremdsprache im Anschluß an den fremdsprachlichen Lesestoff hinzukommen.

3. Für die freie Nacherzählung empfehlen sich fremdsprachliche Texte, die sich dem jeweiligen Stoffkreise anschließen.

4. Der fremdsprachliche Aufsatz, auch in der Form des Essays, ist abzulehnen.

5. Für die Reifeprüfung wird die freie Wiedergabe eines zweimal vorgelesenen, den Schülern nicht bekannten fremdsprachlichen Textes empfohlen.

6. Die Zahl der mit Noten zu versiehenden schriftlichen Klassenarbeiten soll betragen: Unterstufe: etwa 12, Mittelstufe: etwa 10, Oberstufe: etwa 8.

Wiesbaden.

Dr. E. Hollack.

AN DIE HERREN NEUSPRACHLER AN HUMANISTISCHEN ANSTALTEN: RUNDFRAGE BETR. WAHLFREIEN FRANZÖSISCHEN UNTERRICHT.

Um Mitteilungen und Erfahrungen über die äußere Stellung des französischen wahlfreien Unterrichts an humanistischen (altsprachlichen) Gymnasien in Preußen (und Deutschland) zu sammeln, an denen ab IV Englisch pflichtmäßig gelehrt wird, wende ich mich an meine Kollegen mit der Bitte um möglichst genaue Auskunft. Die Rundfrage hat den Endzweck, dem wahlfreien französischen Unterricht einen festen Platz im Lehr- und Stundenplan des Gymnasiums zu sichern; das Ergebnis wird der Romanischen Abteilung der Deutschen Philologen- und Schulmänner-tagung (1927) in Göttingen vorgelegt werden.

1. Seit wann ist Französisch wahlfreies Unterrichtsfach? In welchen Klassen? Nach Arbeitsgemeinschaften (also Klassenmischung) oder Einzelklassen gegliedert? Mit wieviel festen Wochenstunden?
2. Wieviel Schüler nehmen daran teil? Welcher Hundertsatz der betr. Klasse oder der gesamten Schülerzahl der Oberklassen? Wie stark ist die Abwanderung der Schüler im Laufe des Jahres? Welche Gründe: Überlastung oder auch finanzielle Rücksichten?
3. Welche Erfahrungen mit den technischen Schwierigkeiten, die Stunden unterzubringen? Auswärtige Schüler?
4. Erhalten Schüler eine Zensur auf dem Zeugnis? Wird ihr eine Bedeutung zugebilligt?
5. Wird Unterricht von Schülern bezahlt? Ausnahmefälle bei städtischen Anstalten? Etwaige Beihilfen des Elternbeirats?
6. Werden die Stunden dem Lehrer angerechnet? (ev. bei städt. Anstalten?) Welche Form der Bezahlung bei städtischen Anstalten? Wieviel Mehrstunden für den Lehrer?
7. Gehört der Lehrer der in Frage kommenden Abiturienten zur Prüfungskommission?
8. An welcher Anstalt gibt es seit 1924 oder später überhaupt keinen französischen Unterricht?

Göttingen (Staatl. Gymnasium).

Alfred Günther.

BRIEFWECHSEL ZWISCHEN U. S. AMERIKA UND DEUTSCHLAND.

Um zahlreichen Nachfragen zu entsprechen, gebe ich an dieser Stelle bekannt, daß die **Deutsche Zentralstelle für amerikanisch-deutschen Briefwechsel**, Leipzig-Gohlis, seit dem im August d. J. erfolgten Tode ihres Gründers und Leiters, des Herrn Oberstudienrat Professor Dr. Martin Hartmann — auf seinen besonderen Wunsch — von mir, seiner Tochter Katharina Hartmann, in seinem Sinne weiter verwaltet wird.

Da ich meinem Vater lange Zeit hindurch bei seinen Arbeiten für die Zentralstelle als Sekretärin zur Seite gestanden habe, bin ich mit der ganzen Einrichtung völlig vertraut und habe sein

gesamtes Adressenmaterial zu meiner Verfügung. Schon jetzt gehen, auf Grund einer von mir in U. S. Amerika eingeleiteten Propaganda, zahlreiche Adressen hier ein, für die es mir zum Teil an Partnern fehlt, so daß augenblicklich eine Anzahl Adressen unverarbeitet hier vorliegt. Je früher daher die Anmeldungen der deutschen Schulen hier eingehen, desto größer ist die Aussicht auf baldige Berücksichtigung. Jedenfalls erweckt der jetzt sichtlich wahrnehmbare Aufschwung des Deutsch-Unterrichts in den Vereinigten Staaten die besten Aussichten auf weiteren Eingang von Adressen.

Ferner mache ich darauf aufmerksam, daß zurzeit auch ein Mangel an deutschen Partnern für ältere Personen aus U. S. A., wie Lehrer, Lehrerinnen und Studenten — auch solche vorgerückteren Alters — besteht, die nicht selten hier zur Anmeldung kommen. Ich würde es daher im Interesse der Sache sehr begrüßen, wenn hierin eine Besserung einträte; denn es bietet sich hier eine vorzügliche Gelegenheit, sich im praktischen Gebrauch des Englischen zu üben, dabei interessante, vielleicht einmal sehr nützliche Beziehungen zu U. S. A. anzuknüpfen und gleichzeitig zur geistigen Annäherung der beiden Völker beizutragen. Mir sind zahlreiche Fälle bekannt geworden, in denen derartige Beziehungen lange Jahre hindurch bestanden haben, zum Nutzen und zur Freude beider Teile.

Zu weiteren Auskünften bin ich jederzeit gern bereit. Bei allen hierhergerichteten Zuschriften, insbes. bei Überweisungen auf mein Postscheckkonto Leipzig Nr. 53183, bitte ich als Anschrift zu gebrauchen:

Professor Dr. Martin Hartmanns Deutsche Zentralstelle für amerikanisch-deutschen Briefwechsel. Katharina Hartmann, Leipzig N. 22, Fechnerstraße 6.

K. Hartmann.

## BESPRECHUNGEN.

*Jahrbuch für Philologie.* Herausgegeben von V. KLEMPERER und E. LERCH. I. Band, München, Max Hueber. 1925. IV, 480 S.

Dies neue Jahrbuch stand im Begriffe, „Idealistische Neuphilologie“, dann „Jahrbuch für Sprachkritik“ zu heißen, als es von seinen Herausgebern schließlich „Jahrbuch für Philologie“ getauft ward: „Der Begriff ‚Philologie‘ ist heute doppelt anrühlich: einmal riecht er nach Schulmeisterei, zum andern nach jener positivistischen Sprach- und Literaturwissenschaft, die uns zwar als unentbehrliche Grundlage gilt, keineswegs aber als Ziel. Wir möchten das Wort in dem alten, großen und geistigen Sinn nehmen, den es bei den Humanisten hatte, als sie in die ‚Philologia sacra et profana‘ die gesamten geistigen Inhalte der Vergangenheit gossen.“ (S. IV.) Daß der Wissenschaftsbegriff Philologie heute gar so anrühlich sei, will mir nicht scheinen. Eher läuft er Gefahr, von der modernen „Kulturkunde“ zersetzt zu werden. Aber ihn durch neue und strenge Bestimmung und Umgrenzung gegen die Zersetzung zu verteidigen hätte einem neuen Organ vielleicht einen höheren Lebenszweck gestellt als die Sammlung doch sehr heterogener Aufsätze unter einem beliebigen Titel. Sachliches und Persönliches, Grammatik und Literaturgeschichte,

Geschichte der Malerei, Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie (darunter zweifellos sehr Wertvolles) . . . wo ist da noch das einigende Band? Wenn eines vorhanden ist, dann höchstens in dem Romanisten-Berufe der meisten Mitarbeiter: denn unter 18 Mitarbeitern sind 12 Romanisten neben bloß 2 Germanisten, einem Anglisten, 2 Philosophen und einem Kunsthistoriker, der aber wieder über *französische Malerei* schreibt.

Den Anfang des Bandes machen prinzipielle Überlegungen von *Karl Vossler* über „Die Nationalsprachen als Stile“. Der Aufsatz ist inzwischen in Vosslers Sammelband „Geist und Kultur in der Sprache“ (Heidelberg, Winter, 1925) eingegangen und wird dort durch den Zusammenhang mit anderen Aufsätzen gestützt und zu neuer Wirkung gebracht. — *Etienne Lorck*, Die Sprachseelenforschung und die französischen Modi: feinfühligte Beobachtungen, vor allem zum französischen Konjunktiv. (Die Frage des französischen Konjunktivs ist wieder im Flusse; vgl. auch Moritz Regula, Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze, Zeitschrift für rom. Philologie, Bd. 45, S. 129ff.). — *Hans Naumann*, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht, und *Eugen Lerch*, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht, mit besonderer Berücksichtigung der Lautgesetzfrage: einander ergänzende, wenn auch gerade in der grundlegenden Auffassung manchmal voneinander abweichende, gut belegte und wertvolle Erwägungen zu dem in den Titeln ausgesprochenen, hier zum ersten Male selbstständig herausgehobenen Problem. — *Giulio Bertoni*, Che cosa sia l'etimologia idealistica: die Antwort auf die Frage wird manchem etwas dürftig erscheinen: «Tutte le etimologie naturalistiche buone sono idealistiche». (S. 127). — *Leo Spitzer*, Aus der Werkstatt des Etymologen: Ein Aufsatz, den eine überaus prompte Berichterstattung in der neuen «Revue de linguistique romane»<sup>1)</sup> bereits zum «Catéchisme étymologique» erklärt hat. Umsomehr fällt auf, daß in diesem „Katechismus“ Wissenschaft und Etymologie so säuberlich geschieden werden („Das simplex sigillum veri ist gewiß weder<sup>2)</sup> als wissenschaftliches noch<sup>2)</sup> als etymologisches Prinzip anzuerkennen“, S. 153.). — *Julius Stenzel*, Sinn, Bedeutung, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie: fesselnde begriffstheoretische Erörterungen, doch auch für die empirischen Fragen der Sprachmelodie von Bedeutung. — *Erhard Lommatzsch*, Deiktische Elemente im Altfranzösischen: reiche Sammlung von wertvollen stilistischen Beobachtungen; Fortsetzung des in der Festschrift für Philipp August Becker (Hauptfragen der Romanistik, Heidelberg 1922) erschienenen gleichnamigen Aufsatzes desselben Verfassers. — *Victor Klemperer*, Positivismus und Idealismus des Literarhistorikers. Offener Brief an Karl Vossler: soweit die Ausführungen sich vom Persönlichen ins Sachliche erhoben, polemisieren sie gegen Vosslers Auffassung

<sup>1)</sup> Das „Jahrbuch für Philologie“ trägt das Datum 1925 und bezieht sich in der Tat noch auf Werke, die Ende 1924 (s. S. 411), ja erst 1925 (s. S. 413) erschienen sind. Ein Aufsatz ist „9. April 1925“ datiert (S. 426). Das angezogene Heft der *Revue de linguistique romane* mit dem angezogenen Aufsätze (von Jorgu Jordan) aber trägt das Datum «Janvier-Juin 1925» und war bereits Juli 1925 in Händen der Abonnenten.

<sup>2)</sup> Von mir gesperrt.

der Literaturgeschichte als Kunstgeschichte. „Wenn ich einzelne Ihrer theoretischen oder kritischen Äußerungen besonders der letzten Jahre lese, dann wird mir . . . manchmal wahrhaftig angst und bange um Sie“, nämlich daß Vossler „einem — wenn auch feineren — Positivismus“ verfallen könnte. Klemperers Argumente beruhen auf Verwechslung von Erkenntnisgegenstand und Erkenntnisziel in der Literaturwissenschaft, auf mangelnder Klarheit über das Wesen sprachlicher Kunst, vor allem aber auf willkürlicher Gleichsetzung von „Kunst“ und „Form“. — *W. Blumenfeld*, Historische Wissenschaften und Psychologie: sehr erwägenswerte Überlegungen auch für den, der etwa (wie der Schreiber dieser Zeilen) geneigt ist, der Psychologie für Sprach- und Literaturwissenschaft größeren Nutzen zuzuerkennen als Blumenfeld. — *Fritz Neubert*, Antikes Geistesgut in der französischen Literatur seit der Renaissance: sorgfältige und gefällige Darlegungen über den Platonismus in der französischen Literatur der Neuzeit. — *Walther Küchler*, Esther bei Lope de Vega, Racine und Grillparzer; aus dem elegant geführten Vergleiche erwachsen lichtvolle Ausblicke besonders auf Grillparzers Art und Kunst. — *Helmut Haizfeld*, Künstlerische Berührungspunkte zwischen Cervantes und Rabelais: Einzelbeobachtungen von ungleichem Werte, die erst auf breiterem Hintergrunde in richtigen Proportionen erscheinen dürften. — *Ludwig Pfandl*, Cervantes und der spanische Spätrenaissance-Roman: gründlicher und kenntnisreicher Beitrag zur Kenntnis der spanischen Renaissance; Cervantes und Lope de Vega heben sich in feiner Tönung voneinander ab. — *Walther Fischer*, Joseph Hergesheimer, Ein Beitrag zur neuesten amerikanischen Literaturgeschichte. — *Oskar Walzel*, Farinellis deutsche Aufsätze: aus dem warmen Referate klingt doch auch manche berechtigte Reserve. — *Oskar Schürer*, Der Neoklassizismus in der jüngsten französischen Malerei. — *Victor Klemperer*, Der Begriff Rokoko: der Begriff Rokoko wird so sehr gedehnt, daß er Guillaume de Lorris und Jean de Meung, Christine de Pisan, Charles d'Orléans, Marot (auch Marots Psalmen!), Montaigne, Marivaux, Voltaire, Montesquieu usw. usw. mit umfaßt. Ein Versuch, das Rokoko als Stilphänomen der Dichtkunst, also von der sprachlichen Seite her zu erfassen, wird nicht gemacht.

Wer die Titel der Aufsätze und die Namensschreibungen der Verfasser richtig erfahren will, muß zu den Aufsätzen selbst, nicht zum Inhaltsverzeichnis S. III seine Zuflucht nehmen. Denn dieses ermangelt der Akribie.

Innsbruck.

E. Winkler.

L. GÜNTHER, *Von Wörtern und Namen*. Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung. Berlin 1926. 8<sup>o</sup>. VIII u. 255 S.

L. Günther ist durch seine Schriften über die Rechtsaltertümer in der deutschen Sprache und die deutsche Gaunersprache bereits vorteilhaft bekannt<sup>1)</sup>. Den größten Wert unter den Aufsätzen haben naturgemäß diejenigen, die mehr oder minder mit dem besonderen Forschungsgebiet des Verfassers, der deutschen Gauner-

<sup>1)</sup> Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache. Leipzig 1903. — Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig 1905. — Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen, 1919.

sprache, in Zusammenhang stehen. So der Artikel über „Spitzhuber, Gauner, Schwindler, Hochstapler“, woran sich zwanglos die Untersuchung schließt „wie aus Schimpfwörtern Kosenamen wurden“. Der Beschäftigung mit dem Hebräischen, das der deutschen Gaunersprache wesentliche Bestandteile geliefert hat, verdanken wir den Aufsatz über „Die Familiennamen der deutschen Juden“. Von diesem speziellen Gebiet gelangt Verf. in das weite Reich der Familiennamen, deren interessanteste Spielart er in dem Aufsatz „Vom Stand und Beruf in deutschen Familiennamen“ untersucht, nachdem er schon vorher über „Stand und Beruf im Spiegel der Sprache“ gehandelt hat. — Der Jurist kommt glücklich zur Geltung in der Behandlung von Ausdrücken wie „Hagestolz“ und „Haberfeldtreiben“, deren Verständnis die Kenntnis alter deutscher Rechtsverhältnisse erfordert.

An Einzelheiten möchte ich folgendes bemerken. S. 27: Zum Bedeutungswandel des Wortes *Magd*: Mir ist ein Fall bekannt, daß der offizielle Gebrauch des Wortes von seiten des Dienstgobers (in einem statistischen Ausweis oder dgl.) das Dienstmädchen zur Kündigung veranlaßte, während — wie ich nicht gut erinnere — in den achtziger Jahren *Magd* auch in Städten für die jetzige „Hausgehilfin“ das gebräuchlichste Wort war. — S. 28: Zu *Folgemädchen* (Lübeck) vgl. *suivante* im Französischen des siebzehnten Jahrhunderts. — S. 48: *Barmherzige Schwester* als Bezeichnung einer leicht zugänglichen Frauensperson ist in österreichischen Studentenkreisen noch jetzt üblich. — In *durchbläuen* kommt *bläuen* nicht von *blau* — die Anlehnung an „blau“ ist volksetymologisch —, sondern ist identisch mit *bleuen* „schlagen“. (Vgl. *Bleuel* = flaches Holz mit Stiel zum Schlagen; *bleuen* < ahd. *bliuwan*, ongl. *blow* „schlagen“. Vgl. Weigand-Hirt, Wb.) — S. 63: Zu *Stockfisch* für „Schläge“ vgl. hierzulande *Fisch ohne Gräten*. — S. 92: Dem Aufsätze über die Familiennamen der deutschen Juden möchte ich die Bemerkung vorausschieken, daß nicht alle besprochenen Namen ausschließlich von Juden geführt werden, wie z. B. die auf Tier- oder Ländernamen beruhenden Familiennamen. — S. 125 muß es statt *(mauvaises équipages) mauvais équipages* heißen. — S. 128 (Vom Pferd und Wagen): Die reichste Ausbeute an Metaphern, die vom Pferde stammen, findet man in dem leider vergessenen Werke Brinkmanns<sup>1)</sup>: Die Metaphern, S. 215–231. — S. 132: Zur Etymologie nhd. *Gaul* < mhd. *gûl* „männliches Tier“, „Eber“ vgl. lat. *masculus* > trient. *masco*, wallis. *mahlo*, prov. *mascle* „Eber“, span.-port. *macho* „Maulesel“ (REW Nr. 5392). — S. 137: Ital. *carretta*, nicht *carreta*. — S. 140: Bemerkenswert ist, daß, wie im Deutschen das Lehnwort *Kutscher*<sup>2)</sup> seinerzeit die erbwörtlichen *Kärner* und *Röfler* verdrängte, in Triest das ital. *cochiere* dem aus Österreich importierten *Kutscher* weichen mußte. — S. 147: Zum Sprichwort „Ein Schelm gibt mehr, als er hat“ sei bemerkt, daß *Schelm* in Kärnten noch heute in der Bedeutung „Dieb“ gebraucht wird. — S. 170: Ital. *sábato*, nicht *sabbato*. — S. 174: *Wonnemonat* kann nicht gut als Volksetymologie von *winne-* oder *winnemánot* bezeichnet werden, da ja unser *Wonne* eben auf ahd. *wunna* beruht. Die Bedeutungsbrücke von „Grasweide“ zu „Soelengeuß“ ist „Sinnenweide“. (Vgl. Weigand-Hirt, Wb.) — Die

<sup>1)</sup> Bonn 1878.

<sup>2)</sup> Richtiger eine auf ein Lehnwort (*Kutsche*) zurückgehende Ableitung.

richtige Ableitung von *carnevale* ist, wie sich aus dem Vergleich mit ital. Dialekt-Varianten ergibt: *carnelevare* (vgl. REW Nr. 1706). — S. 205: Zu *Stadtfrack* für einen modern gekleideten Städter vgl. arg. tspan. *un levosa* = un señorito (zu *levita* „Überrock“. Vgl. L. Spitzer in Biblioteca dell' Arch. rom., serie II, vol. II, S. 144). — S. 206: *Strumpf* wird in Österreich (zumindest in der Steiermark) im Sinne von „unmanierlicher Mensch“ gebraucht. Vgl. hierzu port. *pinga* „Socke, Halbstrumpf“ für „Bauer, Grobian, Töpel“ (vgl. L. Spitzer a. a. O., S. 114). — S. 208: Benennung des Musikanten nach seinem Instrument ist im Französischen eine geläufige Erscheinung (vgl. *tambour* „Trommel“ und „Trommler“, *violon* „Geige“ und „Geiger“). — S. 214: Die würdevolle altrömische Abbrueviatur *S.P.Q.R.* (*Senatus Populusque Romanus*) erfährt seitens der modernen Römer eine böse, wenig patriotische Deutung: *Sono puttane, queste Romane*. — S. 125: *nominem* sinnstörender Druckfehler für *neminem*.

Der Verf. stellt in der Vorrede weitere Aufsätze in Aussicht. Hoffentlich ist ihnen ein baldiges Erscheinen gegönnt.

Klagenfurt.

R. Riegler.

WILHELM DILTHEY, *Gesammelte Schriften*. Bd. 5 und 6. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1924. Preis geb. 14 und 9 M.

Die beiden vorliegenden Bände dieser hochbedeutenden Veröffentlichung sind unter dem gemeinsamen Titel: *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens* zusammengefaßt. Der erste von ihnen enthält nach einem langen, tief in Diltheys philosophisches Wachsen, Reifen und Streben eindringenden *Vorbericht* des Herausgebers, Georg Misch, eine Reihe von Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften, u. a. Autobiographisches, *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie*, *Das Wesen der Philosophie*; der zweite bringt Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik, aus denen die große Untersuchung über *die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik* und der Aufsatz über *die drei Epochen der modernen Aesthetik und ihre heutige Aufgabe* besonders hervorgehoben seien.

Die Lektüre dieser Bände verstärkt den tiefen Respekt, den jeder, der sich mit Dilthey beschäftigt, vor dem Lebenswerk dieses Mannes empfinden muß. Diltheys wissenschaftliches, einem unablässigen Ringen vorgleichenbares Bemühen war darauf gerichtet, das geistige Leben der Menschheit in seiner Totalität zu erkennen. Es war ein unersättlicher Drang in ihm, die unendliche Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens der Menschheit zu überschauen und durch diese Mannigfaltigkeit hindurch, durch die Fülle der begrenzten, vergänglichen und sich ablösenden Erscheinungen das Geheimnis und den Sinn des geschichtlichen Lebens im philosophischen Gedanken zutiefst zu erfassen. Aus diesem Drang heraus hat Dilthey Geschichte geschrieben. Nicht um der Aufhellung und Registrierung historischer Tatsachen willen, sondern um der sinnvollen Verknüpfung dieser Tatsachen willen, zwecks Begreifens der Welt aus dem Wirken des Geistes heraus. So ist er der Begründer der Geisteswissenschaften geworden.

Um der Erkenntnis des Lebens willen hat er sich auch an die Erforschung des dichterischen Schaffens gemacht. Weil der große Dichter ein Seher des Lebens ist, der aus der Kraft seiner Phan-

tasie heraus die erlebte Wirklichkeit neu gestaltet im bedeutsamen Werk, deshalb weihet ihm Dilthey seine liebende Forschung, geht er den Gesetzen und dem Walten der schöpferischen Phantasie nach. Die schönste Frucht dieser seiner Beschäftigung mit der Dichtung, das nunmehr in achter Auflage vorliegende Buch: *Das Erlebnis und die Dichtung* (Leipzig, Teubner) sollte in der Hand jedes Literarhistorikers sein und gründlich gelesen und überdacht werden. In diesem Werke der Analyse des schaffenden Vermögens der Dichter reicht der feine Psychologe dem vergleichenden und verknüpfenden Historiker die Hand. Gedanken, die hier zum Verständnis Lessings, Goethes, Novalis' und Hölderlins ausgesprochen sind, werden in systematischem Zusammenhang in der oben erwähnten Untersuchung über *die Einbildungskraft des Dichters* dargeboten. Hier stellt sich die Poetik ganz in den Dienst der Geisteswissenschaft, indem sie eben die Bedingungen untersucht, unter denen das Dichterwerk des im Leben, in der Erfahrung der Wirklichkeit wurzelnden Dichters entsteht, als Umwandlung des Gegebenen durch die Phantasie zum bedeutungsvollen Gedicht. Indem die Poetik erlaubt bestimmte Maßstäbe an die unübersehbare Masse der Dichtungen zu legen und sie nach ihrem Wert zu sordern, wird sie für Dilthey fruchtbar für das Studium des Menschen und der Geschichte, wie er sie erfassen will. Die Poetik ist aber in Diltheys Sinn und Absicht nicht nur ein Mittel zu solcher wissenschaftlich-philosophischen Weltkenntnis, er betrachtet sie auch als ein unabweisbares Bedürfnis der Gegenwart, als Schulung der Künstler und als Erziehung des Publikums durch die ästhetische Besinnung.

Besinnung — das ist eines der schönsten Worte und der wertvollsten Begriffe in Diltheys Sprach- und Vorstellungsschatz. Es scheint aus dem innersten Wesen des Mannes hervorgegangen zu sein. Aus seinem elementaren Bedürfnis nach dem Sinn alles Geschehens und Tuns auf Erden, alles Sinnens und Trachtens des menschlichen Fühlens und Wollens ist ihm jene Kraft der Sammlung erwachsen, die alle Einzelkräfte und Bemühungen zusammenfaßt in dem Willen des Weltverstehens.

Wien.

Walther Küchler.

WILDHAGEN, KARL, *Der englische Volkscharakter*, seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig, Akadem. Verlagsgesellschaft, 1925. 157 S. Text, 63 S. Anhang, Anmerkungen und Register.

Wildhagen will, laut Vorwort, eine „Erhellung und Deutung des englischen Volkscharakters auf wissenschaftlicher Grundlage“ geben. Man wird ihm kaum zugestehen können, daß dies, wie er annimmt, der erste Versuch dieser Art ist, wenn seine Studie auch wohl das erste wissenschaftliche deutsche Buch ist, das sich im Titel ausdrücklich die Aufgabe der Darstellung des englischen Volkscharakters gibt. Spies nennt in „Das moderne England“ (Straßburg 1911) S. 3 an einschlägigen Arbeiten Creighton „The English National Character“ (Lo. 1896), Langwerth v. Simmern, „Der englische Nationalcharakter“ (Hoft 7 von „England in deutscher Beleuchtung“, Halle 1906) und E. Dale, „National Life and Character in the Mirror of Early English Literature“ (Cambridge 1907). Ferner nenne ich folgende wissenschaftliche Arbeiten, von denen ich aus eigener Lektüre weiß, daß sie Erhebliches zu *W.s*



Thema beitragen<sup>1)</sup>: Kap. I, „Das englische Volkstum“, von *Spies* oben genanntem Buch; *Spies*, „Die Engländer als Inselvolk“ (Bln. 1916); *Brie*, „Der engl. Nationalcharakter“ in „Lebensfragen des Brit. Weltreichs“ (Berlin 1921, S. 48–79); *Bochler*, „Engl. Wirtschaftsethik“ in *Roeder*, „Engl. Kulturunterricht“ (Teubner, 1924) und den überaus geistvollen Aufsatz von *Carl Brinkmann*, „Über Anglophilie und Anglophobie“ im England-Heft der „Neuen Rundschau“, Nov. 1924. Beachtenswert sind auch die Ausführungen über den englischen Volkscharakter in der 2. Aufl. von *Otto*, „Methodik und Didaktik des neuspr. Unterrichts“ (Bielefeld 1925, S. 342–345) und in *Spies* „Kultur und Sprache im neuen England“ (Teubner, 1925, S. 170). Last, not least ist *Dibelius* „England“ zu nennen. Wenn auch das dem „Volkscharakter“ gewidmete Kapitel dieses Werkes nur 40 Seiten umfaßt, so bringt *Dibelius* doch, der Anlage seines Buches entsprechend, beständig Hinweise auf englisches Menschentum. Übrigens nimmt *W.s* Buch S. 26–28 geradezu den Charakter einer Auseinandersetzung mit *Dibelius* an.

Es ist unvermeidlich, daß alle diese Vorläufer manche von *W.s* Feststellungen vorweggenommen haben. Dies nimmt jedoch seinem Buch nichts von seinem Wert; denn es gründet sich auf eigene Anschauung und eigenes Erleben englischen Wesens und auf eine staunenswerte Belesenheit in den literarischen Quellen von den dicksten und gelehrtesten Werken bis zur Wochenausgabe des „Manchester Guardian“ und von antiken Schriftstellern wie *Strabo* bis zu neuesten Büchern wie *Klaeber*, „Beowulf“ (New York 1922), *Masterman*, „England after War“ (London 1922) und *Huizinga*, „Herbst des Mittelalters“ (München 1924).

Die Ursachen, durch die das englische Wesen nach *W. ausschließlich* seine Prägung erhalten hat (S. 118), sind *die Rasse, die Jugendnöte des Volkes, das Meer und die insulare Lage*, denen die vier Hauptkapitel seines Buches (S. 15–111) gewidmet sind.

In dem Kapitel über die *Rasse* behandelt *W.* im Anschluß an ernste wissenschaftliche Werke wie *Hoops*, „Reallexikon der germanischen Altertumskunde“ und *Kauffmann*, „Deutsche Altertumskunde“ die rassenmäßige Zusammensetzung des englischen Volkes und die frühgeschichtlichen Kultureinflüsse, die auf England gewirkt haben. Er wägt dabei auch die Anteile der verschiedenen *germanischen* Stämme gegeneinander ab. Über alle diese Dinge erfährt man bei *W.s* Vorläufern kaum etwas.

In dem Kapitel über die „*Jugendnöte*“ schildert *W.* den Einfluß der nahezu ein halbes Jahrtausend dauernden Leidensgeschichte des englischen Volkes, die erst mit der Aufsaugung der französischen Normannen endet. Dieser englischen Leidenszeit stellt *W.* (S. 38) „die oft gar hochgespannte, glanzerfüllte, die Masse des Volkes über die Nöte des Lebens hinwegtragende oder -täuschende Zeit der (gleichzeitigen) römischen Kaiser *deutscher Nation*“ vergleichend zur Seite.

Das vielleicht wertvollste Kapitel des Buches behandelt das *Meer*. Schon in dem Kapitel über die *Rasse* hatte *W.* ausgeführt (S. 26ff.), daß der Engländer nicht, wie *Dibelius* meine, das Wesen des niedersächsischen *Bauern*, sondern dasjenige des niedersächsi-

<sup>1)</sup> Die Rektoratsrede von *Hoops*, „Der englische Volkscharakter“ (Heidelberg 1920) ist mir unbekannt geblieben und augenblicklich vergriffen.

schen *Seefahrers* und *Seeräubers* habe. (Recht haben wohl beide, *Dib.* wie *W.*, jeder für einen *Teil* des englischen Volkes.) Diese seemännischen Tätigkeiten hätten den Sachsen *die* Eigenschaften gegeben, die sie von vielen anderen westgermanischen Stämmen unterschieden, nämlich die Richtung auf die Natur und die Naturobjekte und den nüchternen Tatsachen- und Wirklichkeitssinn, die auch für englisches Wesen charakteristisch geblieben seien. Im Kapitel über das Meer nun schildert *W.* (S. 62), wie die See und besonders die Nordsee mit all ihren Begleiterscheinungen, vor allem dem Klima, dauernd an der Formung des englischen Menschen gearbeitet hat. Das Seeklima erklärt in der Tat die berausende Schönheit englischer Landschaft, die man noch im Innern der Weltstadt London empfindet, und es ist sicher, daß *diese* Natur und *dieses* Klima viel vom Wesen der Engländer erklären. Wenn sich die Engländer im späten Mittelalter zur See und im Handel nicht besonders hervorgetan hätten, so liege das an der Inanpruchnahme ihrer Kräfte durch die inneren Verhältnisse des Inselreichs und die damit verknüpfte Auseinandersetzung mit Frankreich (S. 63). *W.* zeigt aber (S. 64) an Kundgebungen Eduards III. (1336) und des Parlaments (1372), daß die Engländer auch damals den Blick fest auf die See gerichtet hatten. *W.* weist auch darauf hin (S. 69/70), daß alle frühen Königssitze und Zentren des politischen Lebens sowie die bedeutendsten Klöster, die Brennpunkte geistigen Lebens, an der Küste oder, bequem durch Flüsse erreichbar, in ihrer Nähe lagen.

Die *insulare Lage*, der das fünfte Kapitel gewidmet ist, hat nach *W.* das englische Volk einem von natürlichen Kräften getragenen Verschmelzungs- und Gleichmachungsprozeß unterworfen (S. 92), der dieser Nation den Stempel echter demokratischer Gesinnung aufgedrückt hat. Bei dem in diesem Kapitel behandelten *Imperialismus* hätten der Round-Table-Verband und Lionel Curtis als die heutigen Träger des demokratischen Imperialismus und die aus den Beratungen des „Verbandes hervorgegangenen und von Curtis verfaßten Bücher *The Problem of the Commonwealth*“<sup>1)</sup> und *“The Commonwealth of Nations”*<sup>2)</sup> erwähnt werden sollen.

Zusammenfassend möchte ich zu den vier Hauptkapiteln des Buches bemerken, daß ich eher die drei naturgegebenen Faktoren, die Rasse, das Meer und die Insellage, als die *primären* Ursachen des englischen Charakters ansehen und *allen* im engeren Sinne „geschichtlichen“ Faktoren, also auch den „Jugendnöten“, wegen ihrer in jeder Hinsicht begrenzten Wirkungsmöglichkeiten nur *sekundäre* Bedeutung für die Bildung des Volkscharakters zugestehen würde.

In einem Kapitel über den *Sport* hebt *W.* hervor, daß der *englische* Sport den *ganzen* Menschen, Körper und Seele, erfaßt und den Menschen nicht nur in *Kampf*, sondern auch in *Gemeinschaft* stellt. Im übrigen schildert er die *Geschichte* des englischen Sports. Er druckt im Anhang (S. 161–172) die Stelle über den Sport aus *Fitzstephens* († 1191?) Beschreibung Londons auf Lateinisch mit Anmerkungen ab und gibt im Text eine Inhaltsangabe davon. Interessant ist, daß der Wettkampf auch auf das geistige Gebiet übertragen wurde, indem „die Knaben der verschiedenen

<sup>1)</sup> Macmillan and Co., 2. Aufl., 1917.

<sup>2)</sup> Macmillan and Co., 1918, — Bezieht sich auf den *British Commonwealth of Nations*, nicht etwa auf die *“League of Nations”*.

Schulen Wettbewerbe untereinander in dem Abfassen von Gedichten und den Grundregeln der lateinischen Grammatik“ veranstalteten (S. 126), — „eine Sitte, die sich in den Public Schools bis in unsere Zeit erhalten hat“ (S. 127). Wenn wir diese Sitte auch schwerlich auf unseren Unterricht übertragen werden, so ist doch sicher, daß auch *unser* wissenschaftlicher Unterricht von *echtem* Sportgeist beseelt sein muß, also: Reformmethode, Arbeitsunterricht!

Auf weitere Einzellheiten aus dem überreichen Inhalt des Buches kann ich nicht eingehen. Nur eine *grundsätzliche* Frage sei noch erörtert. Ist es berechtigt, wenn *W.* — in Übereinstimmung mit einer weit verbreiteten Meinung — von der geistigen Überlegenheit (S. 3) des Deutschen über den Engländer spricht? Wenn wir zuerst die wissenschaftliche Philosophie betrachten, so sehen wir in England eine geschlossene, acht Jahrhunderte umfassende Entwicklung (*W.* S. 73), die von dem genialen *John of Salisbury* des 12. Jahrhunderts bis zu den Pragmatisten der Gegenwart reicht und durchweg „eine und dieselbe Ausgangsbasis“ (S. 74) voraussetzt. Wenn wir aber das englische Geistesleben im ganzen betrachten, so finden wir neben den *Philosophen* eine endlose Kette von *bedeutenden Dichtern, Naturforschern, Medizinern* (*W.*, S. 187, Anm. 170), *Mathematikern, Historikern*<sup>1)</sup>, *Philologen* und anderen Gelehrten, *Juristen, Theologen* (S. 100), *Pädagogen* (S. 57), *Staatsdenkern* (S. 91–92) und *Staatsmännern, Sozialreformern* (S. 95), *Entdeckern und Erfindern* usw., von denen allen viele zu den Geisteshelden der Menschheit gehören. Es ist unmöglich, dem kleinen Inselvolk, das solche Söhne und Töchter hervorgebracht hat, eine mindere Geistigkeit zuzuschreiben, — selbst im Vergleich mit einem hochbegabten Volk wie dem deutschen. „Der“ Engländer *denkt* durchaus, und er denkt oft geistvoll, witzig und gründlich, nur er *theoretisiert* nicht, d. h. er haßt nicht auf eine Schicht aus der Wirklichkeit abgeleiteter Begriffe immer neue und neue Schichten von Allgemeinbegriffen, die aus andern Begriffen abgeleitet sind und mit der physischen und geistigen Wirklichkeit, in der wir Menschen nun einmal leben, keinen unmittelbaren Zusammenhang mehr haben. *Deshalb* wird es den Engländern so schwer, „die lichten Höhen des Übernatürlichen, der Abstraktion zu erklimmen“ (*W.*, S. 11). Dies ist die *charakteristische Besonderheit* des englischen Denkens, die man als „Denken in Tatsachen“ bezeichnet hat. Es ist unmöglich zu entscheiden, ob diese Besonderheit ein Vorzug oder eine Schwäche des englischen Denkens ist; denn es fehlt ein überzeitlicher und übervölkischer Maßstab, mit dem man die Denkweise der verschiedenen Zeiten und Völker objektiv vergleichend messen könnte. Wohl aber darf man fragen, ob sich die spekulative Kühnheit des deutschen Idealismus nicht teilweise dadurch erklärt, daß geistige Naturen in Deutschland früher durchschnittlich weniger Gelegenheit hatten, ihre Gedanken in der Praxis zu erproben und zu verantworten als geistige Naturen in England, und daß die Deutschen deshalb um so unbekümmerter Luftschlösser im Reich der Gedanken bauten. Auch das Werturteil ist gestattet, daß dem deutschen Volke eine Beeinflussung durch diese englische Denkweise nur nützlich sein kann. Daß es bei uns Kräfte geben könnte, die denen des englischen Volkes

<sup>1)</sup> Über die lateinisch schreibenden Historiker des Mittelalters vgl. *W.s* Anm. 220 (S. 293).

analog sind, die aber „bei uns brachliegen“ und „jahrhundertelang vernachlässigt und in den letzten fünfzig Jahren systematisch unterdrückt worden sind“ (S. 4), deutet auch W. an. Von all den hochbedeutenden Werken über die englische Welt, einzelne ihrer Vertreter, ihre Sprache und Geschichte, die uns *Dibelius, Spies, Brinkmann, Wildhagen, Gundolf, Deutschbein, Salomon, Riess*, der zu früh verstorbene *Hatschek* u. a. in neuerer Zeit besichert haben, erwarte ich, daß sie gerade durch die Vermittlung der Kenntnis *englischen* Wesens wahrer, *schöpferischer* Geistigkeit in Deutschland zu ihrem Recht verhelfen.

Alle Anglisten sollten *Wildhagens* Buch nicht nur besitzen und seine Anschaffung für Lehrer- und Schülerbüchereien veranlassen, sondern auch dafür sorgen, daß es wirklich in jene „weiten Kreise der gebildeten Schichten“ (Vorwort) gelangt, an die sich der Verfasser neben der wissenschaftlichen Welt wendet.

Berlin-Zehlendorf.

Karl Ehrke.

SOCIETY FOR PURE ENGLISH. Tract No. XIX. GEORGE GORDON, *Medium Aevum and the Middle Age. Notes on Fasci, Fascisti, Broadcasted etc.* — 46 pp. Price 2/6. — No. XXI. ROBERT BRIDGES, *The Society's Work.* 17 pp. Price 2/-. — No. XXII. SIR RICHARD PAGET, BART., *The Nature of Human Speech.* H. W. FOWLER, *On the Use of Italic, Fused Participle etc.* ROBERT BRIDGES, *Reviews and Miscellaneous Notes.* 68 pp. — At the Clarendon Press, 1925.

Heinrich Spies hat in „Kultur und Sprache im modernen England“ über die Entstehung der „Society for pure English“ als Reaktion gegen Gleichgültigkeit in sprachlichen Dingen, über ihre Wirksamkeit und Schriften ausführlicher gehandelt. In Tract XXI erläutert Robert Bridges die Aufgaben der Gesellschaft. Sie ist „a society purely linguistic“, ohne in Purismus aufzugehen, da das „pure“ in ihrem Titel nicht mit „Teutonic“ gleichzusetzen ist. — Die Hauptgründe für eine bewußte Sprachpflege sind nach Bridges die ungeheure Ausbreitung des Englischen, mit dem Erbe der „finest living literature in the world“; und weil diese Ausbreitung Vertreter des Angelsachsentums auf einsame Vorposten hinausführt, wo sie in fremder Umgebung sprachlich ungünstig beeinflußt werden können — etwa sich ein Pidgin English oder Beach-la-Mare eigens schaffen — darf man der Verschlechterung und Verschlumpung der Sprache nicht mit dem blinden Optimismus gegenüberstehen, „that the old lady may be trusted to take care of herself“, wie eine amerikanische Zeitung sagt. Das Streben, bewußt auf die Sprache einzuwirken, scheint nicht hoffnungslos. Die Abkehr der Wissenschaft vom Materialismus, der das Gegebene hinnimmt, zum Idealismus, der die Erkenntnisse zu vernünftiger Regelung und Vervollkommnung des Lebens verwertet, hilft da ebenso wie die fortschreitende Erkenntnis vom Wesen der Sprache, und auch der Schatz sprachlicher Belehrung, der im O. E. D. zu finden ist. — Hier allerdings hätte ich weniger auf das O. E. D. verwiesen, das nach seinem Umfange immer nur von wenigen benützt werden wird und übrigens auch bei mancher Feststellung stilistischer und syntaktischer Einzelheiten entweder schon von vornherein — so z. B. unter „that“ für „his lady that was“, das schon bei Ben Jonson steht — oder infolge der Zeit seiner Entstehung versagt. Wichtiger für die

Erziehung zur Sprachrichtigkeit sind COD und POD, auch andere Wörterbücher wie Webster's Collegiate, die in steigendem Maße vor Fehlern und Verstößen warnen. Auch im Journalismus sieht Bridges einen zwar noch zu erziehenden, in seiner Stoßkraft auch durch die Gewöhnung des Publikums etwas gehemmten, aber sehr mächtigen Bundesgenossen. "Spelling Reform", zu der Bridges hier selbst das Past "I redd" beistuetert, kann die Gesellschaft nur nebenher beschäftigen. Allgemeine Schulpflicht, Telephon und das Radiowesen tragen weiter zu einer "strieter standardization" bei. Die Arbeitsweise der Gesellschaft ist nicht die, akademische Gesetze aufzustellen, sondern durch Erörterung und Erforschung einzelner Fragen die Behandlung von Sprachschwierigkeiten zu fördern und durch eine echt englische, ganz lockere Organisation den Einfluß der Gesellschaft möglichst weit reichen zu lassen. Ein Verzeichnis der bisherigen Veröffentlichungen beschließt den hübschen Aufsatz; davon sind besonders wichtig "On the Pronunciation of English Words from the Latin" (IV), "English Words in French" (VII, XIII), "Romantic, Originality, Creative and Genius" (XVII), "Briton, Britisher" (XIV). Anmeldungen sind an den Sekretär der Gesellschaft, Clarendon Press, zu richten.

Im Tract XIX stellt George Gordon das Aufkommen und die Frühgeschichte von "middle age(s)" dar, das in der Geschichtsbetrachtung die ältere Einteilung nach Weltaltern (vgl. M. Förster in der Luickfestschrift 183 und die dort verzeichnete Literatur) allmählich ersetzt. Bisher glaubte man, daß "medium aevum" um 1680 von Cellarius, der sich schon auf Vorgänger beruft, eingeführt, und danach middle age(s), erstmals 1753 (1722) belegt, gebildet worden sei. Auch soll Flavio Biondo 1483 diesen Ausdruck gebraucht haben. Das ist irrig. Vorklänge finden sich bei Augustinus: "in hoc interim saeculo" (De Civ. Dei XI, 1) und in dem "medium tempus" mittelalterlicher Schriftsteller; sehr nahe kommt Potrarca: "velut in confinio duorum populorum constitutus ac simul ante retroque prospiciens". Im Englischen nun ist "middle-aged" 1611, "middle-age" 1621 erstmals, dann noch 1624, 1649, 1713, 1727 belegt; die lateinischen Ausdrücke sind "media tempestas (1469), media aetas (7 Belege 1518-1645), media antiquitas (1519, 1525), media tempora (1531), medium tempus (1534), medium aevum (1604-1644), medium saeculum" (1625). Um 1600 ist also das Mittelalter als historischer Abschnitt klar erkannt, bis 1700 herausgearbeitet, durch Cellarius' Arbeiten befestigt. Im Französischen stiftet Du Cange mit dem für den Historiker und Philologen nicht gleichbedeutenden "medium aevum" Verwirrung; erst 1835 wird "moyen âge" für den Zeitraum 475-1453 angesetzt, seit 1785 gelegentlich schon so verwendet. Das englische "middle-aged" (1611-1878) wird um 1870 durch "mediaeval" (1827) ersetzt. Ein Anhang bespricht "Semi-Saxon" und das wohl auf J. Grimm zurückgehende "Middle English".

Die Notes über Fasci, Fascisti, geben zuerst eine Sachgeschichte der aus den "Fasci siciliani" (um 1898) stammenden, ursprünglich sozialdemokratischen Einrichtung, die sich über den "Fascio intervenista" (1915) und die "Fasci nazionali di resistenza" zum mussolinischen "Fascio nazionale di combattimento" (1919) und endlich zum "Partito nazionale fascista" (1921) entwickelte. Fowler meint, daß mit "fascista, fascismo, adj. fascist" diese italienische Erscheinung bezeichnet werden solle; nur wenn das Wort, das

nach ihm nichts Gutes bezeichnet, in England größere Aktualität gewänne, wäre die Einbürgerung mit "fascist, fascism" notwendig, welche Formen die Labour Press schon ziemlich regelmäßig zu brauchen scheint. Für das neue Verb "broadcast" schlägt er die Formen vor: "I broadcast, I broadcasted, I have broadcast", wofür freilich andere Zusammensetzungen mit "cast" und Zeitwörter wie "hamstring" oder das neue "sunburn" keine Anhaltspunkte geben. Ob sich in der Behandlung der "Nouns of Multitude" der Sprachgebrauch weitergehend beeinflussen läßt, ist mir zweifelhaft; zwar lassen sich (vgl. meine Ausführungen *Est.* 56, 301ff.) bestimmte Grundzüge feststellen, so "The Cabinet is divided (are agreed)", aber auch hier spielt die Anziehung hinein; nach "more than one" steht gegen den Sinn wegen des "one" der Singular; wenn es aber heißt: "more than one of my companions", so bewirkt der zuletztstehende Plural auch den Plural des Verbs. Die für die Wörter auf -ic(ε) ebenda gegebenen Ausführungen stimmen ziemlich zu meinen Bemerkungen in den *Est.* Das "S Incongruous" (drink's victims), das nach Fowler aus den Zeitungsoberschriften in den Text greift, das aber Zachrisson's Untersuchung (in "Grammatical Changes in Present-Day English") in seiner starken Zunahme auch in der Literatur darstellt, gebraucht übrigens Fowler selbst: "the words' only true sense" (*XXII*, 49). Ähnliche Notes in *Tract XXII* verurteilen den übermäßigen Gebrauch der Kursivierung, der vom Standpunkte des zurückhaltenden Engländer's bezeichnet wird als "a relapse into primitive methods of soliciting attention"; ferner das "Fused Participle", das Aronstein (*Englische Stilistik* 167) vom 18. Jahrhundert herauf verfolgt und in dem Deutschsein (*System* 154) „eine neue, handliche Konstruktion“ des Englischen sieht. Das ist sie in ihrer ursprünglichen Form "you don't mind me smoking a cigar" zweifellos; neuerdings erfährt sie aber eine Überentwicklung: "Mr. F. H. asked . . . if, in order to avoid the necessity of men who desired to work and were wantonly attacked by strikers being compelled to arm themselves, he would . . . ; there is some likelihood of the *life-story* of that influential and strenuous littérateur from his hand appearing before the close of the year." Die damit vergleichbare deutsche Schwerfälligkeit ist wenigstens grammatisch einwandfrei. Leider fehlt hier die Besserung der in großer Zahl angeführten Beispiele. Regeln über die Aussprache von "-lu-", die Verwechslung von "replace" und "substitute" ("Englishmen are being substituted by aliens"), Bemerkungen über "standpoint", die Lehnübersetzung aus dem Deutschen, die sich empfiehlt, um eine Häufung von "of" zu vermeiden ("the point of view of the headmaster of Eton), über "onto, due to" und die Ausspracheform "Mahomet(an)" gegenüber der Schreibform "Mohammedan" sind Proben aus einem "Dictionary of Modern English Usage by H. W. Fowler", das inzwischen erschienen ist. Neue Schreibungen hat über Anregung der Gesellschaft die *Times*, der *London Mercury* u. a. m. seit November 1923 eingeführt, so "confreere, debris, intransigent, malease, role" und Plurale wie "apexes, bandits, nebulas, sanatoriums, focuses, indexes". Die kleinen Beiträge zum Amerikanischen sollen in anderem Zusammenhange behandelt werden. Der Aufsatz in *Tract XXII*, "The Nature of Human Speech" gelangt auf Grund physikalischer Untersuchungen zu dem Ergebnisse, daß der Entwicklung des Englischen der rechte Abschluß fehlt, und daß der

Dialekt von Wessex, der f, sh, s, th durch v, zh, z, dh ersetzt, vom Standpunkte der Hörbarkeit, insbesondere für Telephon und Radio, der sprachlichen Form vorzuziehen ist. Ich habe für diese Anschauung, die auch Robert Bridges in einem Anhange ablehnt, nichts übrig. Aber im ganzen bringen diese Hefte der SPE. auch für uns Deutsche höchst Beachtliches; mögen sie sich godeilich weiterentwickeln als "a well of English undefyled".

Graz.

Fritz Karpf.

MARIO PRAZ, *Secentismo e Marinismo in Inghilterra*. JOHANN DONNE, RICHARD CRASHAW. Firenze, «La Voce», 1925. 294 S. 30 Lire.

Von italienischer Anglistik hat man bisher so gut wie nichts gehört. Tatsächlich gab es auch keine, wie der Verfasser des vorliegenden Buches kürzlich in einem Artikel in den "English Studies" (Amsterdam, 1926, Vol. VIII, S. 12ff.) ausführte. Außer in Rom gab es an den italienischen Universitäten keine Lehrkanzeln für englische Sprache und Literatur, nur einzelne italienische Gelehrte wie A. Farinelli beschäftigten sich neben anderem auch mit englischer Literatur. Jetzt soll das anders werden. Während des Krieges wurde von der englischen Regierung aus Staatsmitteln ein British Institute in Florenz zum Zwecke der Kulturpropaganda zwischen den alliierten Ländern gegründet, das jetzt durch private Mittel weiter erhalten wird und englische Philologie im weitesten Sinne pflegt, dann sollen nach einem Dekret des damaligen Unterrichtsministers Berenini von 1918 an den Universitäten allmählich Lehrkanzeln errichtet werden, wenn man sich auch vor der Hand meistens mit „incaricati“, oftmals Engländern, die unseren Lektoren entsprechen, begnügen muß.

Daß er sich englische Barockdichtung als Gegenstand seiner ausführlichen Untersuchung gewählt hat, müssen wir dankbarst begrüßen. Seither hat er sich ja auch anderen Gebieten zugewendet und ein Buch über das Nachleben Byrons in England geschrieben (*La Fortuna di Byron in Inghilterra*, Firenze, La Voce, 1925, siehe die Besprechung von Fehr Angl. Beibl. XXXVI, S. 357ff.). Als Italiener steht er dem Barock nicht so fremd gegenüber wie die meisten Engländer, von denen zwar etliche für die barocke Dichtung, die in England so sehr blühte, bis sie der Klassizismus unter der Flagge der Rückkehr zur Natur ablöste, Verständnis und Verehrung haben, kaum einer aber zur barocken bildenden Kunst ein inneres Verhältnis gewinnen kann, zumal sie hierfür kaum Beispiele im eigenen Lande haben. Englische Phantasie lebte sich in der so lange lebendig gebliebenen Gotik aus; als diese auf dem Kontinent in weitestem Umfange durch die Barockkunst abgelöst wurde, galt sie in England als fremdländischer Papismus, dem Puritanergeist war ihre Pracht ein Greuel und ist es geblieben. In der Dichtung freilich war es anders. Scholastische, mittelalterliche Philosophie war auf den englischen Universitäten gepflegt worden, als anderswo schon längst der neue Geist des Humanismus eingezogen war, und aus ihr schöpften auch protestantische Theologen ihr Rüstzeug. Italien und Spanien waren literarisches Vorbild, und gerade darum konnte ein Italiener viel Neues zum Verständnis dieser mit der Philosophie eng zusammenhängenden Dichter beitragen, die deshalb von Pope spöttisch als „metaphysisch“ bezeichnet wurden.

Der Verfasser greift John Donne und Richard Crashaw als typische Vertreter des Barock in England heraus, denn sie sind

sicher die bedeutendsten der immerhin nicht unansehnlichen Schar. Donne, der katholisch erzogen, nach einem beinahe gescheiterten Leben Geistlicher der Staatskirche und einer der berühmtesten Prediger als Dechant von St. Paul wird, Crashaw, der als Katholik nach Italien auswandert, eine Pfründe in Loretto erhalten soll, aber auf dem Wege dahin stirbt. Donne ist ja von der englischen Kritik und Wissenschaft nicht vernachlässigt worden, freilich erst in neuerer Zeit. Gosse hat eine mit Briefen belegte ausführliche Biographie 1899 veröffentlicht, die Gedichte liegen in einer monumentalen, vorzüglichen Ausgabe von Grierson vor (Clarendon Press 1912), neuerdings sind auch die Predigten in einer guten Auswahl neudruckt worden (von L. P. Smith, Clarendon Press 1919), in den letzten Jahren sind eine Reihe von Arbeiten über ihn erschienen. Man darf fast sagen, er ist modern geworden. Das Widerspruchsvolle in seinem Leben, der fast frivol sinnliche Donne der Jugendzeit und der asketische, düstere Bußprediger von St. Paul, der die großen Zuhörerscharen zum Weinen brachte, fordern zu psychologischer Deutung heraus. Mit Crashaw hat man sich weniger beschäftigt, aber immerhin erschienen auch seine Gedichte gelegentlich neudruckt. Auch seine Eigenart hat im 19. Jahrhundert schon Dichter wie Swinburne oder den ebenfalls katholischen Francis Thompson erregt. Von beiden gibt Praz eine in manchen Einzelheiten neue Auffassungen und Erklärungen bringende Biographie als Einleitung zu der kritischen Erläuterung ihrer Kunst. Hier bringt er am meisten Neues, wenn auch noch lange nicht Abschließendes.

Donnes Kunst, als Dichter wie auch als Prediger, bringt er mit Recht mit dem Mittelalter in Zusammenhang, freilich sind ihm alle geistreichen, verblüffenden Bilder und Gedankensprünge nur mehr Schmuck, nicht Selbstzweck, wie sie etwa einem Vertreter der mittelalterlichen Scholastik waren. Er ist zwar noch durch die an den Universitäten und bei den Theologen und Juristen noch lange so gut wie alleinherrschenden dialektischen Schulung durchgegangen, er wird ein Meister in ihrer Beherrschung, aber gerade dadurch hat er auch all das Theologengezänk der Reformationszeit durchschaut, schon früh kann er in der bekannten dritten Satire die Frage nach der richtigen Religion skeptisch beantworten: So wie Frauen in verschiedenen Ländern verschiedene Kloider tragen, so ist es mit der Religion, die Wahrheit wohnt auf einem steilen, felsigen Hügel; wer sie errungen hat, möge sie bewahren, im übrigen ist es am besten sich der Gewalt zu bogen. Er hat keine Lust, um seiner religiösen Überzeugung willen Verfolgungen zu erleiden, wie seine beiden Onkel oder sein Bruder. Die dritte Satire erklärt auch, warum er später König Jakobs Wunsch, Geistlicher der Staatskirche zu werden, nachgab. In seinem Leben ist Donne ein Kind der neuen Zeit, in seiner Bildung noch mittelalterlich. Das führt Praz S. 100—121 schön und klar aus. Dabei gibt sich ihm Gelegenheit, auf den grundlegenden Unterschied zwischen englischer und italienischer Renaissance einzugehen. Wölfflins Ansichten über das Barock sind ihm wohl bekannt, er betont mit Recht, daß die englische Renaissance eine kurze, rein literarische Erscheinung ist, auf bildende Kunst kaum übergreift, auch die Gelehrsamkeit an den englischen Universitäten lange nicht in dem Maße umgestaltet, als etwa auf dem Kontinent, besonders etwa in Italien (eher in den "public schools", an den Universitäten nur in einzelnen Colleges, aber nicht in der



Mehrzahl), und wie sie rasch durch barocke Elemente abgelöst wird. Marlowes Hero und Leander ist in seiner Nachahmung klassischer Diktion ein Beispiel von Renaissancekunst, Shakespeares Epen sind schon weit mehr barock, ebenso seine Sonette. Donne hat in den damals als Höchstleistung geistreicher Poesie gehaltenen "conchetti" als Muster gegolten. Im Reste dieses Kapitels über Donnes Kunst stellt Praz ihn dann neben seine Zeitgenossen und bespricht Eigenheiten, die ihn mit solchen, in England und außerhalb, verbinden.

Crashaw ist mit Italien in weit direkteren Beziehungen. Er hat von Italienern (und Spaniern) gelernt, hier lassen sich hübsche Parallelen mit Marini vor allem erweisen. Das Kunstprinzip des Barockdichters, das Marini definiert als

E del poeta il fin la meraviglia

Chi non sa far stupir vada alla striglia

(zitiert S. 270), das allerdings nach P. in Italien nie so durchgedrungen ist, wie etwa in Spanien oder Deutschland, hat er sich zu eigen gemacht. Hübsch schildert er, wie Crashaw, der Sohn eines Puritanerpredigers, auf der Universität allnählich zum Katholiken wird. Wir bekommen so einen Einblick in die Streitigkeiten, die zur Puritanerrevolution führten. Mit zahlreichen italienischen Prosaübersetzungen und englischen Zitaten ist diese aufschlußreiche und geistvolle Studie belegt.

Praz führt uns sicher ein gutes Stück Weg zum Verständnis der englischen Barockzeit näher, die über Gebühr vernachlässigt worden ist, weil sie heute so gut wie keine sichtbaren Zeichen hinterlassen hat, außer den wenig gelesenen Dichtungen. Uns Heutigen sind ja die Gedankenverbindungen dieser Dichter fremd. Wir verlangen nicht mehr geistreiches Verblüffen, sondern Erregung unseres Gemüts. Wir sind nicht durch die Schule der spätscholastischen Dialektik durchgegangen, so daß wir in solchen "conceits" den alles bemeisternden Verstand nicht mehr bewundern können. Die mittelalterliche Gelehrsamkeit, aus der sie ihre Anspielungen schöpft, ist uns ein abstruses, längst vergessenes Buch. Wir brauchen auf Schritt und Tritt einen Kommentar, um diese Leute zu verstehen. Sie waren aber zu ihrer Zeit hochgepriesen und mustergültig. Und wenn wir nicht alles, was die Renaissance in England der Dichtung gebracht hat, als Vorteil empfinden können, wie das Luick in seiner Wiener Rektoratsrede vom 10. November 1925 ausführte, so werden wir durch das Studium dieser Dichter auf die Grundlagen der Überfeinerung geführt, die uns auch Shakespeares Sonette und Epen weniger schätzen läßt als seine Dramen, aber auch in diesen da und dort durchdringt.

Innsbruck.

Karl Brunner.

*The Comic Muse.* An Anthology of Humorous Verse Compiled by I. C. Squire (London 1925, W. Collins, 252 S. 6/-net.).

Zur Herausgabe einer Anthologie englischen Humors sind wohl wenige geeigneter als I. C. Squire, der als gefürchteter Parodist, als feinfühligster Lyriker und als Literaturhistoriker ebenso bekannt ist wie durch seine journalistische Tätigkeit<sup>1)</sup>. Die Sammlung

<sup>1)</sup> Vgl. über ihn: Priestley, *Figures in Modern Literature* (John Lane, 1924) S. 188ff. Seine Tätigkeit als Kritiker ist den Lesern des "London Mercury" und des "Observer" bekannt.

hält, was der Titel verspricht: von John Heywood bis Harry Graham ziehen die besten Vertreter der heiteren Muse an uns vorüber; der aristophanische Humor Byrons fehlt ebensowenig wie der bittere Spott Swifts oder der Galgenhumor der jüngsten Kriegsliteratur, ja selbst die heitersten Volkslieder und die besten Schläger der "music halls" sind vertreten. Thackeray, Th. Hood, Coleridge, Lewis Carroll, H. B. Belloc und G. K. Chesterton wechseln in bunter Reihe mit weniger bekannten Dichtern; aber überall in diesem "Book of Buffoonery" tönt uns das gesunde Lachen des Engländers entgegen, das, frei von Hohn und Bosheit, aus der scharfen Beobachtung der eigenen Schwächen, aus der Freude am Wortspiel und gutmütiger Neckerei entspringt. Der Lehrer, der auf heitere Abwechslung im Unterrichte bedacht ist, vor allem aber die Herausgeber der Lehrbücher, welche dieser wichtigen Seite des englischen Volkscharakters zu ihrem Rechte verhelfen wollen, mögen Squires Anthologie als köstliche Fundgrube benützen. Die Hinzufügung einiger biographischer Daten würde den Wert einer künftigen Auflage noch erhöhen.

LASCELLES ABERCROMBIE, *The Idea of Great Poetry*. (London 1925, Martin Secker, 232 S. 6/-net).

Das vorliegende Buch verdient aus mehrfachem Grunde unsere Beachtung: der Verfasser, Professor in Leeds, ist sowohl durch seine metrischen und kunsttheoretischen Arbeiten als auch als Dramatiker, Lyriker und nicht zuletzt als Th. Hardy-Biograph wohlbekannt; das Werk stellt ferner den Abschluß seiner ästhetischen Untersuchungen dar, die nun mit den beiden früheren Bänden (*An Essay towards a Theory of Art* und *The Theory of Poetry*) eine Einheit bilden. — Der logisch wohlgedachte Aufbau des Buches gliedert sich in fünf Kapitel, den fünf Vorträgen entsprechend, die der Verf. als Clark Lecturer in Cambridge (1923) und als Ballard Matthews Lecturer des North Wales College (1924) gehalten hat: I. Diction and Experience (an Diltheys: *Das Erlebnis und die Dichtung* gemahnend), II. The Greatness of Form. Refuge and Interpretation. Unter "form" ist die philosophische Bedeutsamkeit eines Kunstwerks, der Gehalt an Weltanschauung zu verstehen. A. stellt die Dichtung der Lebensdeutung über die der Weltflucht; Shelleys *Prometheus Unbound* ist der vornehmste Vertreter der ersten, Spensers *Faery Queene* der letzteren Gattung. III. Ideas and Persons. Lebensdeutung durch Schöpfung großer Charaktere: als Beispiel Miltons Satan. Die Grenzen der Begabung Wordsworths. IV. Tragic Greatness: The Hero. [Achilles, Faust, Macbeth, Hamlet.] V. Poetic Personality. The Poet Himself. [Dante als Denker und Künstler, wobei der gewaltige Bau der *Divina Comedia* — im Gegensatz zu den Ausführungen Benedetto Croces — ins rechte Licht gerückt wird.] — Außer den genannten Beispielen erhalten wir noch ausführliche Analysen der Werke Boccacios, Theokrits, Leopardis, Wordsworths, der „Weisheit Salomons“ und Hardys Dynast. Und darin liegt wohl vor allem der große Wert dieses klugen, persönlichen Buches: es zwingt zur Mitarbeit, zu nochmaligem Lesen mancher besprochenen Dichtung und bereichert so unser Wissen auch dort, wo wir der Rangordnung und Einreihung, wie sie A. vornimmt, nicht völlig beipflichten oder hier und da die theoretischen Ausführungen als etwas zu langatmig empfinden. Der Verf. bietet uns aber auch den Genuß einer wohlgepflegten, dichterisch erhobenen und durchglühten

Sprache; und was gerade heute wohlthuend wirken muß, ist die bewußte Beschränkung auf die großen und dauernden Fragen der Kunst; Streifzüge in das Nachbargebiet der Psychologie, der Psychoanalyse und Soziologie sind durchweg vermieden. Wer diese Beschränkung als einen Vorzug betrachtet, wird Abercombies Werk als ein wahres Erbauungsbuch genießen; auf seine besondere Eignung zu Übungen an den Hochschulseminarien sei gleichfalls nachdrücklich hingewiesen.

L. H. MYERS, *The Clio*. London 1925. Putnam's Ltd., 257 S., Lane 1924. 215 S.

Unsere Leser seien hiermit auf L. H. Myers als ein schnell aufstrebendes Erzählertalent verwiesen; dem vielversprechenden Erstlingswerk "The Orissers" folgte im September 1925 der wiederum sehr beifällig aufgenommene Roman "The Clio"<sup>1)</sup>. Er schildert die Vergnügungs- und Forschungsreise auf dem Amazonenstrom, die der Multimillionär Lord Owestry mit einer vornehmen Gesellschaft auf der prächtigen Privatyacht "Clio" unternimmt. Durch einen Unfall mitten im Urwald festgehalten, erfahren nun diese Menschen von höchstem Luxus und seelischer Verfeinerung den Einfluß der tropischen Natur, die leise in ihr Leben eingreift und den meisten von ihnen zum Schicksal wird<sup>2)</sup>. Die anschauliche Schilderung der exotischen Landschaft ist an I. Conrad, die leise ironisierende Darstellung modernster Zivilisation an H. G. Wells geschult. In der tiefeschürfenden, rückhaltlosen Analyse des modernen Weibes erweist sich Myers als Zeitgenosse Rose Macaulays, May Sinclairs, D. H. Lawrences u. a. Der bewußt wortarme, oft nur andeutende Stil, das warme menschliche Verstehen und ein gewisser scheuer Humor sind Myers eigene Vorzüge. Seine beste Leistung ist die Gestalt des Lord Owestry: Finanzgenie und Diktator mit den Manieren eines täppischen Clowns, Gewaltmensch und Müßiggänger, feinfühlig und brutal, ein Mann der bizarrsten inneren Widersprüche und eine treffliche Verkörperung der moralischen Obdachlosigkeit der Nachkriegsjahre — eine Gestalt, die im Gedächtnis des Lesers haften bleibt.

J. B. PRIESTLEY, *Figures in Modern Literature*. (London, John)

Die hier in Buchform veröffentlichten Studien des in England wohlbekannten Kritikers — sie sind zuerst im „London Mercury“ erschienen — dürfen als eine der wertvollsten Vorarbeiten für die abschließende Wertung der künftigen Literaturgeschichte bezeichnet werden. Das Hauptverdienst des Buches liegt meines Erachtens in dem durchwegs erfolgreichen Streben, Fehlurteile zu korrigieren, namentlich dort, wo sie einer gerechteren Würdigung gewisser verdienstvoller Schriftsteller im Wege stehen. Von den anerkannten Größen kommt demgemäß nur *Arnold Bennet* zur Behandlung, der — im Gegensatz zu der üblichen Beurteilung — trotz seiner realistischen Darstellungskunst als „Romantiker mit ironischen Neigungen“ definiert wird, dessen Aufgabe es ist, aus der nüchternsten Umwelt Poesie hervorschimmern zu lassen und die

<sup>1)</sup> Besprechungen im Athenæum v. 11. XI. 1925 S. 246, im Observer v. 1. X. 1925 und im Times Literary Supplement v. 19. XI. 1925 S. 770.

<sup>2)</sup> Handlung und Idee des Romans erinnern zuweilen an Rose Macaulays 1924 erschienenen Roman "Orphan Island".

geheimen Überschwinglichkeiten von Durchschnittsmenschen zu ergründen. Auch über das psychologische Phänomen *W. de la Mare* dürfte P. Endgültiges vorbringen, so wie er in der Betrachtung der letzten Entwicklungsphase *Maurice Hewlets* in die Physiognomie des allzufrüh Verstorbenen die entscheidenden Linien einzeichnet. Von der noch immer zu wenig geschätzten Heimatskunst *A. E. Housmans* handelt das nächste Stück. Sodann wirbt der Verf. für eine Gruppe von Schriftstellern, die dank ihrer Künstlernatur über ihren eigentlichen Beruf als Philosophen, Gelehrte, Tagesschriftsteller in das Reich echter Kunst emporragen, also gewissermaßen einem Grenzgebiete angehören; es sind dies *W. W. Jacobs*, *Robert Lynd*, *George Santayana* und vor allem *I. C. Squire*, dessen mit modernen Problemen ringende "poetry of revelry" allzuleicht über seinen Erfolgen als Parodiendichter und Kritiker vergessen wird. Schließlich sei noch das für jeden Philologen besonders lesenswerte Kapitel *George Sainbury* erwähnt, in welchem die geistige Struktur des großen Polyhistor bis an die Grenzen seiner künstlerischen Begabung zergliedert wird.

Prag.

E. Rosenbach.

*Student's Series*, Neue Folge. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. KARL WILDHAGEN, Kiel. Bernh. Tauchnitz, Leipzig.

Die Sammlung, von der neun Nummern vorliegen, umfaßt Werke von Galsworthy (*Justice*, bearbeitet von Studienrat Adolf Koch, Magdeburg, und *Strife*, bearbeitet von Prof. Fr. Oeckel, Stettin); Wells (*The Dream*, gekürzt, bearbeitet von Dr. H. T. Price, Kiel, *The Country of the Blind*, bearbeitet von Dr. Max Müller, Lage, und *A Short History of Modern Times*, bearbeitet von Dr. Gustav Schad, Höchst a. M.); von Chesterton (*The Innocence of Father Brown*, gekürzt, bearbeitet von Dr. H. T. Price, Kiel); Bennett (*Elsie and the Child*, bearbeitet von Dr. Helmut Kießling, Leipzig); Thomas Hardy (*Auswahl aus Prosa und Dichtung*, bearbeitet von Prof. Dr. Ph. Aronstein, Berlin) und Masfield (*Reynard the Fox*, bearbeitet von Prof. Dr. Albert Eichler, Graz). Jedes Bändchen enthält eine biographische Einführung in den betreffenden Dichter mit Quellenangabe, manche davon wie die Eichlers und Prices, eine gerundete Charakteristik auf beschränktestem Raum. Das Wertvollste aber sind die jedem Band beigegebenen erläuternden Hefte, deren Umfang oft über die Hälfte des Textes hinausgeht — Anmerkungen, phonetische Umschreibung, Wörterbuch, ein ebenso dankenswerter Behelf für den Lehrer als eine willkommene Erleichterung des Selbststudiums für den Schüler. Treffliche Auswahl der Autorin, sorgsame praktische Bearbeitung des Textes und nicht zuletzt der sehr mäßige Preis (1.20 bis 2 M. das Bändchen) versprechen der Sammlung weite Verbreitung.

Wien.

Helene Richter.

HORACE ANNESLEY VACHELL, *Change Partners*. Tauchnitz 4608.

A vagabondage — wie der Untertitel sagt — gibt der Inhalt wahrlich! Die Vagabunden sind zwei Söhne Großbritanniens, die auch — wie ich es im Sommer drüben von einem Bekannten gehört habe — auf die Frage: "how long do Englishmen remain boys?" mit "all their lives" antworten würden. Sie hatten es zwar

vergessen in der langen Zeit zwischen ihrer Jugendfahrt zu den "Seven Saints of Brittany" und deren Wiederholung nach 25 Jahren. Aufstieg zu hohen Posten, Heirat, Leben nach der Sitte ihrer Kreise lag dazwischen. Spätes Wiedersehen und Bewußtwerden all der Bindungen führt zu dem Streich ihrer Flucht zu den alten Stätten. Doch die Frauen, die anscheinend fremd neben ihnen gelebt haben, "play up to them", erweisen sich als ihnen gewachsen im Gegenspiel des Verfolgens, gewinnen Verständnis für Abenteuerliches, Freude an Wiederbelebung innerer Kraft durch Außergewöhnliches. Nach vielen harmlos scherzhaften Verwirrungen im "changing partners" — wobei jeder Beteiligte am Fremden erlebt, daß er mit dem Nächsten wahre Kameradschaft versäumt hat — löst sich das "mutual improvement syndicate" wieder in die zueinander gehörenden Paare auf, von denen jedes zu einem zweiten "honeymoon" eilt, in der Gewißheit, den Sinn der Lebensgemeinschaft nie mehr zu vergessen. — Keine wuchtige Fragestellung, kein schweres Ringen hier, aber oft feinsten Humor in sprachlich lebendigster Darstellung der — Unwahrscheinlichkeit, die diese Vagabundage als Ganzes ist, und: feine Tönung des leichten Werks durch den Schein vom Sommerhimmel der Bretagne und das Weben all der Legenden um die heiligen Stätten und das menschliche Erleben dort.

Frankfurt a. M.

Emmy Huber.

FRÖHLICH-SCHÖN, *Französische Kultur im Spiegel der Literatur; ein Lesebuch für Oberklassen.* Teubner, Leipzig-Berlin 1926.

Der Versuch, die französische Kultur im Spiegel der Literatur für Schüler der Oberklassen zu bearbeiten, muß notwendig von zwei Voraussetzungen ausgehen: einmal von einer gründlichen Kenntnis des Gesamtkomplexes von Begriffen, die der Oberbegriff „französische Kultur“ in sich schließt, sodann von einem empfindlichen Reagieren auf das literarisch Wertvolle, das gleichzeitig kulturelle Besonderheiten aufweist. Fehlt die erste Voraussetzung, so ist die Gefahr vorhanden, daß wesentliche Seiten der Gesamtstruktur des französischen Volkscharakters übersehen, andere aber überschätzt werden. Ist das zweite Erfordernis unerfüllt, so kommen wir zu den mit Recht verpönten, bloßes Tatsachenwissen vermittelnden Realienbüchern. Wenn man das vorliegende Buch auf beide Bedingungen hin untersucht, so kann man sagen, daß es in glücklichster Weise diese beiden Forderungen, die es sich im Titel stellt, erfüllt. Sowohl die eigentliche civilisation française (la mode, l'art de bien recevoir, la famille, l'éducation) wie ihre seelische Bedingtheit durch Geschichte, Literatur, Abstammung und Ideenrichtung sind in allermeist literarisch wertvollen Abschnitten zusammengetragen. Man wende nicht ein: „Kosthappenliteratur!“ Das Buch soll und will ja nicht an die Stelle des ganz gelesenen Schriftstellers treten; es soll ihn ergänzen, und wenn der einzelne Lehrer es dem arbeitsunterrichtlichen Zusammentragen überlassen will, was er kulturkundlich dem Schüler nahebringen möchte, so wird er doch immer nur wenige und einseitige Züge der französischen Wesenheit aufdecken können. Das kann und soll auch bei Benutzung des Werkes nicht ausgeschaltet sein; aber es bietet selbst eine derartige Fülle von Gelegenheiten auch zu arbeitsunterrichtlicher Betätigung, daß man es nur mit ungeteilter Freude begrüßen kann, daß die Heraus-

geber dieses Werk dem Unterricht nutzbar gemacht haben. Mit einer guten Oberstufe am neu-sprachlichen Gymnasium, und zwar von O II bis zum Abitur danach zu arbeiten, muß eine Freude sein.

Soweit zum Grundsätzlichen. Nun einige Einzelheiten, die mir beim Durcharbeiten des Werkes auffielen.

Im ersten Abschnitt (*Traits saillants de la civilisation française*) vorzüglich die Aufsätze von Michelet und Ferrero. Auch die Heranziehung der älteren Literatur (Grimod) und der Briefliteratur (Prévost) typisch französisch. Schwerer verständlich, aber gut auswertbar der Abschnitt von Hanotaux, *La richesse française*. Nicht ganz einverstanden bin ich mit der Aufnahme der Artikelreihe von Barrett Wendell; warum einen Amerikaner wählen? Er sagt selbst (S. 33), daß ein *«invité ne fait que l'entrevoir (scil. la famille française) en passant»* und urteilt wiederholt vom Hörensagen; außerdem gebraucht er einen realienbuchhaft-trocken dozierenden Ton; statt dessen möchte ich über diese Frage (Familie und Familienrecht) Abschnitte z. B. aus Malin, *Un collégien de Paris en 1870*, oder About, *Roman d'un brave homme*, oder andere vorschlagen. Ähnliches, wenigstens was das Dozieren anbetrifft, gilt von dem Kapitel: *L'éducation française* von Bornecque-Röttgers; eine literarisch wertvollere Schilderung (z. B. einer *«Distribution des prix»*) könnte mit Vorteil an die Stelle dieser pädagogischen Theorie treten. Zu dem Abschnitt Bornecque-Röttgers: *Provinciaux et Parisiens* (S. 18ff.), lassen sich mit Vorteil die Aufsätze *«L'esprit de nos Provinces»* in der *«Revue mensuelle»* verwenden, die neuerdings im 1. Jahrgang bei Trewendt & Granier erscheint.

Vorzüglich gelungen ist die Zusammenstellung des Abschnittes: *Figures et époques françaises*. Roland, Jeanne d'Arc, Henri IV, Richelieu, Louis XIV, die Männer der Revolution, Napoléon Ier — das sind so die Marksteine am Wege französischen Geistes, wie er in diesen Persönlichkeiten die Zeiten verkörpert; und dabei ist stets auf die Herstellung der Beziehungen zur Gegenwart Bedacht genommen, so daß nie die Gefahr des bloßen Historismus in Erscheinung tritt. In der von den Verfassern vorausgeschickten Einleitung (S. 2—4) zu diesem Abschnitt ist die Sachlichkeit der Beurteilung französischen Wesens besonders anzuerkennen, wenn sie auch meines Erachtens ins Extrem getrieben wird und dadurch gefährdet wird. So sprechen die Verfasser davon, daß Frankreich, „wenn wir den Franzosen unserer Tage Glauben schenken dürfen, jedenfalls zu Beginn des Weltkrieges . . . für eine ‚Idee‘ kämpfte und darum wiederum mit der alten *«générosité, mit jugendlichem Opfermut und starkem Glauben.»* Diese übertriebene Sachlichkeit hat der Verfasser selbst in dem sarkastischen Hinweis korrigiert (S. 68 Fußnote 2), wo er die Idee des *«droit des peuples de disposer d'eux-mêmes»* der Umsetzung in die Wirklichkeit gegenüberstellt.

Mit Recht widmen die Verfasser im dritten Abschnitt dem *Salon français* einen weiten Raum, der uns auf 33 Seiten vom *Hôtel Rambouillet* über das 18. Jahrhundert bis zur *Mme. Waleska* und dem *«monde où l'on s'ennuie»* führt. Aufgabe des kulturkundlich orientierten Unterrichts ist es nun, neben der Erarbeitung dieser eigentümlichen Form der französischen *sociabilité* zu zeigen, daß und wie die *Salons* den femininen Einfluß auf das öffentliche Leben in Frankreich verkörpern, und ferner: warum die *Salons*, als und solange sie in Deutschland bestanden, nie diese verankerte

Form der Gesellschaft darstellen konnten. Hier liegt der Schwerpunkt der unterrichtlichen Behandlung in der vergleichenden Gegenüberstellung, die vom bloßen geschichtlichen Faktum hinführt auf innere Wesenheiten der beiden Nationen. Überhaupt wäre zu erwägen, in Arbeitsteilung mit dem Deutschunterricht eine kulturkundliche Zusammenstellung der entsprechenden *deutschen* Teilgebiete zu unternehmen; erst in dem Herausarbeiten des Andersartigen liegt der erkenntnismäßige Wert dieses kulturkundlichen Unterrichts, der unsere Schüler durch die fremde Struktur zu unserem eigenen Volkstum hinführen soll. Die Sammlungen: Schmidt-Voigt u. a., Deutsche Kultur (Diesterweg) und Hofstätter, Deutschkunde (Teubner) bieten hier bereits jetzt gute Vergleichsmöglichkeiten.

Erwünscht wäre auf S. 83 ein Abdruck der Carte du pays de Tendre.

Der vierte Abschnitt: L'Esprit français, bringt in glücklicher Zusammenstellung ausschließlich Stücke französischer Schriftsteller, aus denen der Schüler selbst die Wesenszüge französischen Geistes erarbeiten kann. Auch die Schattenseiten des französischen Esprit sind sichtbar geworden. Ebenso werden die Fragen der Politik mit der lächelnden Ironie des außerhalb des Tagesgezänkes stehenden Schriftstellers gestreift, vgl. die Kritik des parti socialiste in der Person des M. Bourdier (S. 136–141); auch die anderen Richtungen kommen wenigstens andeutend zu Wort. Interessant ist ein Längsschnitt, der von Molière über Voltaire und Maupassant zu jüngsten Gegenwart führen würde (Stoff für wahrfreie Arbeitsgemeinschaften). Wichtig wäre der Vergleich des deutschen Witzes mit dem französischen, der die größere Geistigkeit des deutschen Witzes gegenüber dem französischen — trotz esprit français! — offenbaren würde.

Ein weiterer Wesenszug der französischen Seele, le tempérament oratoire des Français, ist im fünften Abschnitt gut und reichlich vertreten. Durch die Cid-Probe wird auf den wesentlich rhetorischen Charakter der frühen Klassik (vgl. dazu aus Taine den Abschnitt über Racine S. 194!) hingewiesen, von wo aus sich die Temperamentsunterschiede über den noch kühlen Bossuet bis hin zu der aufpeitschenden Beredsamkeit der revolutionären Zeit verfolgen lassen. Napoleon I. bildet wohl den Höhepunkt dieser Entwicklung. In Anatole France und Jaurès sind zwei Vertreter moderner Rhetorik angeführt, die besonders bei Verwendung im Sinne philosophischer Propädeutik mit Vorteil behandelt werden können. Etwas gewaltsam sind, trotz der Begründung auf S. 7 der Einleitung, in diesen Abschnitt die Stücke aus Victor Hugo hineingetragen; sie können vielleicht mit Nutzen durch einige seiner Parlamentsreden (auch «Littérature et Philosophie mêlées») ersetzt oder wenigstens ergänzt werden.

An die Stelle der Überschrift «Rationalisme français», die das 6. Kapitel trägt, möchte ich wohl lieber setzen: L'art de raisonner oder Le raisonnement; besonders gilt das für den Abschnitt: Rationalisme dans la poésie, zu dem die Verbindungslinie von dem Thema »Le génie latin« sich ohne weiteres ergibt. Die Verfasser, die den rationalisme dans la poésie nur an der Klassik aufgezeigt haben, unterstreichen eben dadurch mit Recht die Tatsache, daß in der Klassik französisches Wesen bereits in reinster Weise verkörpert ist. Die Aufsätze unter dem Titel: Clarté dans les idées, dürften zur allgemeinen unterrichtlichen Behandlung reichlich

schwer sein; doch würden sie sich meines Erachtens mit Vorteil in einer philosophischen Arbeitsgemeinschaft verwenden lassen. Die in dem Abschnitt «Moralistes» zusammengetragene Sammlung von Bons mots, aus denen eine Struktureigenschaft des Französischen sehr gut hervorleuchtet, nämlich der Wunsch zu präzisieren und zu formulieren, ist eine vorzügliche Ergänzung des Abschnittes «Esprit français» nach seiner ersten Seite hin und wird beim Unterricht praktisch dort mit heranzuziehen sein. Zu dem Aufsatz von Corpechot: Le jardin classique (S. 199), ist erwünscht die Beigabe eines Tableau (oder Plan pittoresque) des jardins de Versailles.

Ein letzter Abschnitt trägt die Überschrift: Français et Allemands. Auch er enthält eine Reihe wertvollster Beiträge; Hanotaux, Taine, Lanson, Trochu und Rolland kommen zunächst als Franzosen über Franzosen zu Worte; aber, so möchte man sich fragen, ist dieser Abschnitt als Sonderthema nicht eigentlich überflüssig? Ist nicht das ganze Buch (und darin mag die vollkommenste Anerkennung der Auswahl überhaupt ausgesprochen sein) ein jugement des Français par eux-mêmes? Wichtiger und leider nur mit einem Schriftsteller vertreten ist der Abschnitt Le caractère français jugé par quelques grands Allemands. Hier wäre es fruchtbringend und Sache des Deutschlehrers, den Kreis Kant-Friedrich der Große-Goethe-Heine noch zu erweitern in Hinsicht auf die neueste Vergangenheit: Bismarck, Kriegstagebücher auch von deutschen Kriegsgefangenen, vgl. den von der anderen Seite gesehenen sehr guten Abschnitt aus Rivière S. 234ff. Ebenso kann man dem letzten Abschnitt: Français et Allemands en contact réiproque, restlos beistimmen.

Noch ein Wort zur Verwendung von Fußnoten in dem vorliegenden Werke: Für sehr nötig und richtig halte ich die sprachlichen Hinweise auf Archaismen und Seltenheiten des Gebrauches, die zahlreich vorhanden sind. Ebenso sind meines Erachtens vorteilhaft für den Gebrauch die Noten, in denen auf Zusammenhänge hingewiesen wird, bei denen die Gefahr des Übersehens besteht, und bei denen Problemkreise zur Eigentätigkeit des Schülers angerührt werden. Für bedenklich halte ich jedoch Fußnoten wie S. 18, 2, 3 und 4 u. a., die eine fertige persönliche Stellungnahme der Verfasser bedeuten; es wird damit der Erziehung des Schülers zu eigener, durchdachter Stellungnahme vorgegriffen und die Stellung des Lehrers eingeschränkt. Eine wünschenswerte Ergänzung wäre eine konsequente Orientierung des Schülers durch literarhistorische Hinweise — kein Historismus, nur sind die Strukturzusammenhänge französischen Wesens mit seiner jeweiligen Zeit leichter aufzuzeigen.

Im übrigen mag für die vorstehenden Zeilen und für das vorliegende Werk das Wort Rivarols gelten, das die Verfasser selbst auf S. 191 ihrer Sammlung eingefügt haben: «Un livre qu'on souvient est un livre qui tombe». Das Oberklassenlesebuch benötigt keine Empfehlung in seiner jetzigen Gestalt: ein Werk von solcher Sachlichkeit französischem Wesen gegenüber empfiehlt sich selbst und wird sicher und hoffentlich recht vielseitigen Gebrauch im Unterricht finden. Und noch eine nachdenkliche Frage: Ob wohl ein Franzose für französische Schüler ein derartig gerechtes und sachliches Buch über die deutsche Kultur zusammenstellen würde?

Staßfurt.

R. Mueller.



FRIEDRICH GENNRICH, *Die altfranzösische Rotrouenge*. Literaturhistorisch-musikwissenschaftliche Studie. Max Niemeyer. Halle a. S. 1925. 84 S. 8<sup>o</sup>. Preis 3 M.

Die vorliegende, recht fleißig und gewissenhaft gearbeitete Studie sucht mit der üblichen historischen und musikphilologischen, analytischen und deskriptiven Methode das Problem der altfranzösischen Rotrouenge zu lösen. Zunächst wird auf den Seiten 2—12 eine Übersicht über die verschiedenen Erklärungsversuche des Namens Rotrouenge gegeben, worauf von S. 13—82 die in Betracht kommenden Gesänge selbst mit Text und Melodie aufgeführt und analysiert werden. Auf den letzten zwei Seiten versucht der Autor, auf Grund der vorangegangenen Analysen die wesentlichen Merkmale der Rotrouenge zusammenzufassen und so zu einer Begriffsbestimmung dieser Kunstgattung zu gelangen, von der aus er dann auch (auf S. 84) dazu fortschreitet, den sie bezeichnenden Terminus *technicus* Rotrouenge in einer vollkommen einwandfreien Weise aus dem in dem Worte *retro* angedeuteten Prinzip der Wiederholung abzuleiten. Wie in seinen anderen sich auf diesem Gebiete bewegenden Arbeiten (so vor allem in der unlängst erschienenen Abhandlung über die *Chansons de geste*) läßt der Autor auch hier jeden Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung und einer Einordnung der Rotrouenge in das an der Hand des Prinzips der Wiederholung sich aufrollende allgemeine Entwicklungskontinuum vermissen. Obwohl er selbst gelegentlich — so auf S. 33 (mit der Erwähnung des „endlosen Wiederholens eines und desselben musikalischen Gedankens“) oder S. 45/46, ebenso S. 47/48 (mit der Anführung von Beispielen fortwährender Wiederholung eines und desselben musikalischen Themas) oder S. 75 (bei Erwähnung der „durch ihre häufige Wiederholung monoton wirkenden Musik“ der Rotrouenge, sowie — *ibid.*, „Ende des mittleren Abschnittes — der „Einförmigkeit und Eintönigkeit der musikalischen Form“) haarscharf an das hier vorliegende entwicklungsgeschichtliche Problem heranstreift, geht er doch jedesmal wieder daran vorbei, ohne an den Kern der Sache herangekommen zu sein, es fehlt ihm eben jener auf weitere Perspektiven und einen umfassenderen Gesichtskreis eingestellte Blick, wie ihn die Schulung der vergleichend-musikwissenschaftlichen Betrachtungsweise verleiht. Er hätte sonst, nachdem er auf S. 69—71 selbst das Wesen der Rotrouenge durch Analyse herauszudestillieren versucht und auf S. 82 sogar die *Chansons de geste*, den Reigentanz, das Rondeau usw. in unmittelbarem Zusammenhang mit der Rotrouenge erwähnt hat, nicht an der Erkenntnis vorbeigehen können, daß alle diese eben angeführten Formen — ähnlich wie die Sequenzen, das Litaneienprinzip des Gregorianischen Chorals, das Maqam der Araber und dgl. — aus der gleichen Wurzel: dem Prinzip der Wiederholung heraus erwachsen sind und eine einzige, konsequente und ununterbrochene Entwicklungslinie bilden, deren letzte Ausläufer mit den *Basses-Dances*, den Formen der *Chaconne* und *Passacaglia*, überhaupt sämtlichen sich eines *Basso ostinato* bedienenden Formen noch bis ins 16. und 17. Jahrhundert, ja, mit der Rosalienfigur, dem strophischen Lied u. dgl. sogar bis unmittelbar in die Gegenwart hereinreichen. Daß die Rotrouenge nur ein Glied in dieser ununterbrochenen Kette bildet, das sich entwicklungsgeschichtlich wundervoll konsequent und in logischer Fortführung der vorangegangenen Glieder in das Entwicklungskontinuum einfügt, ist der Gewinn, der sich für den vergleichend-musikwissen-

schaftlich geschulten Leser aus der Lektüre dieses Schriftchens ergibt, und insofern muß man dem Autor dafür dankbar sein, daß er die Retroeuenge zum Gegenstande einer speziellen Studie gemacht und diese Form damit in das helle Licht der Analyse gerückt hat — auch wenn er selbst von dem hier vorliegenden entwicklungsgeschichtlichen und vergleichend-musikwissenschaftlichen Problem nur eine unklare Vorstellung hatte.

Wien.

Robert Lach.

FRIEDRICH SCHÜRR, *Das altfranzösische Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form.* 8°. XV + 512 S. Max Hueber Verlag. München 1925.

Die Absicht, die den Verfasser bei der Abfassung seines Buches geleitet hat, ist aufs wärmste zu begrüßen; denn Darstellungen, als welche ihm die seinige vorschwebte und so wie sie dann ausgefallen ist, fehlen auf dem Gebiet der altfranzösischen Literaturgeschichte so gut wie völlig. Schürr will die mittelalterlichen Epen als Kunstwerke betrachten und als Ausdruck der in ihnen wirkenden, ihren Geist und ihre Form bedingenden Zeitkultur. Jeder, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird es mit Nutzen lesen; denn er wird über das bloß Stofflich-Tatsächliche hinausgeführt in Erörterungen über Philosophie, Weltanschauung und die Zusammenhänge der Dichtungen mit dem Zeitgeist. Seiner Problemstellung und Anlage nach haben wir es mit einem unserer Wissenschaft notwendigen und nützlichen, mit einem anregenden und vielfach selbständigen Buche zu tun.

Aber bei aller Anerkennung des Gewollten und teilweise Gelungenen müssen doch wohl auch einige Bedenken vorgebracht werden. Schürr ist allzu einseitig darauf bedacht, das Kunstwerk aus der Weltanschauung, aus dem Zeitgeist heraus zu erklären, und versäumt darüber es aus der Kraft und aus dem Zwang der künstlerischen Schaffenskraft und Phantasie, aus Gesetzen und Gewohnheiten der künstlerischen Technik zu begreifen. Künstlerische Werte aber müssen aus dem Kunstwerk, wie es als persönliche Leistung seines Schöpfers innerhalb der künstlerischen Überlieferung vor uns steht, herausgelesen werden. Wer immer nur den Zusammenhängen zwischen Dichtung und Zeitgeist nachspürt und diese nicht nur im ganzen Gehalt der Dichtung, sondern auch in ihrem Aufbau und in ihrem Stil, bis in kleine, formale Einzelheiten zu finden glaubt und nachweisen möchte, läuft Gefahr an den eigentlich dichterischen und künstlerischen Werten der Dichtungen vorbeizugehen.

Schürr arbeitet in der Hauptsache mit begrifflichen Formeln, die er sich aus mittelalterlichen Philosophiesystemen oder aus mehr oder minder einseitigen und unsicheren Definitionen von gotischer Weltanschauung ableitet und auf die lebendige Dichtung anwendet. Und daher gelingt es ihm nicht, oder nur unvollkommen, das dichterische Leben, wie es sich in den Epen offenbart, zu veranschaulichen. So wird z. B. seine Darstellung weder der kraftvoll-trotzigen, kämpfenden, sterbenden, irdischen Männlichkeit und Menschlichkeit des Rolandsliedes und anderer Heldenepen gerecht, noch dem phantastisch-poetischen Märchencharakter der Chrestienschen Romanen. Es ist nicht viel mehr als ein Spiel mit Worten und Begriffen, wenn behauptet wird, daß in der Zyklendarstellung der Epen der konstruktive architektonische Geist der

Gotik weiterwirke oder daß in den Episoden des Tristanromans etwas von gotischer Wiederholung und Steigerung sei, oder wenn plötzlicher Szenenwechsel, flugartige Überbrückung von Raum und Zeit im Wilhelmssiede erklärt wird mit dem nach innen gerichteten Blick des mittelalterlichen Menschen, der in der Abstraktion lebe. „Wechselseitige Erhellung der Künste“ verlangt feinere Methoden und vorsichtigerer Schlußfolgerungen, als sie hier zugrunde liegen und geübt werden, und die „innere Form“ der Kunstwerke erschließt sich nur dem tief, in den Eigenwert des Kunstwerks eindringenden Blick.

Das Buch Schürrs hat trotzdem seinen Wert und seine Bedeutung. Es gehört zu den ernst zu nehmenden Versuchen die ausgetretenen Geleise zu verlassen und in Zusammenhang mit neuen Theorien und Forderungen (Dilthey, Walzel) die wissenschaftliche Durchdringung der altfranzösischen Literaturgeschichte zu fördern. Dieser große und schöne Versuch konnte nicht in vollkommenem Maße gelingen, weil fast alle Vorarbeiten zur Würdigung der altfranzösischen Epik als künstlerischer Leistung fehlen. Eine solche Würdigung aber kann nur durch das sorgsame Studium der einzelnen Werke auf Grund strenger, formaler, stilkritischer Untersuchungen gegeben werden. Gewiß soll der Zusammenhang der Kunstwerke mit dem Zeitgeist untersucht werden, aber mindestens ebenso sehr das Verhältnis der schöpferischen Originalität der Verfasser zu der künstlerischen Tradition, in der sie stehen, das Verhältnis von lehr- und lernbarer Technik und persönlichem Können in der Anfertigung von Epen.

Wien.

Walther Küchler.

MARIE DELCOURT, *Etude sur les traductions des Tragiques grecs et latins en France depuis la Renaissance*. Mémoire couronné par l'Académie Royale de Belgique. Bruxelles, Marcel Hayez, 1925. 282 S. gr.-8<sup>o</sup>.

Die französischen Übersetzungen der antiken Tragiker von der Renaissance bis auf unsere Tage zu untersuchen war eine mühevollere, aber auch lohnendere Aufgabe, für deren Durchführung der Verfasserin unser Dank gebührt. Ihre Arbeit ist im Grunde ein Längsschnitt durch die Geschichte der französischen Literatur, der in dieser Weise noch nie unternommen wurde und der uns nun manche überraschende Erhellung bringt. Für das Verständnis des französischen Klassizismus ist es z. B. sehr instruktiv zu wissen: 1. daß Seneca und die griechischen Tragiker niemals gleichzeitig bewundert worden sind, sondern daß sie im Geschmack des Publikums einander ablösten; 2. daß zwischen 1537 (Sophokles' Elektra durch Lazare de Baif) und 1573 (Sophokles' Antigone durch Jean-Antoine de Baif) nur vier Tragödien aus dem Griechischen übersetzt worden sind; 3. noch interessanter: daß zwischen 1573 und 1692 (Daciers Sophokles) keine einzige Übersetzung eines griechischen Tragikers erschienen ist. Das Ende des 16. und der Hauptteil des 17. Jahrhunderts werden durchaus von Seneca beherrscht.

Daciers Arbeit wird dann von Brumoy fortgeführt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehren sich die vollständigen Übersetzungen der griechischen Tragiker. Im 19. Jahrhundert tritt Euripides stark in den Hintergrund. Die Romantik und die späteren Schulen ziehen ihm Sophokles und noch mehr Aischylos vor.

Die Verfasserin hat sich mit der lobenswertesten Sorgfalt bemüht, die Übersetzungsarbeit von vier Jahrhunderten vollständig zu registrieren und nachzuprüfen. Diese Methode hat nun freilich den unvermeidlichen Nachteil, die Unterschiede zwischen den bedeutsamen, weithin wirkenden und den minder wichtigen Leistungen zu verwischen. Das gilt besonders für den dritten Abschnitt, der dem 19. Jahrhundert gewidmet ist und dessen etwas schematische Disposition der Katalogisierung näher steht als der historischen Darstellung. Aber auch in dieser Form leistet die sachkundige Untersuchung von Fräulein Delcourt höchst wertvolle Dienste für die genauere Kenntnis der französischen Tragikerübersetzungen von der Renaissance bis auf die Gegenwart (Claudel und das große, nach dem Kriege begründete Unternehmen der Association Guillaume Budé sind einbezogen). Sie stellt einen Beitrag zur Geschichte des literarischen Geschmackswandels und zum Verständnis der humanistischen Tradition Frankreichs dar, den jeder mit Gewinn benutzen wird, der auf dem Gebiet der neueren französischen Literaturgeschichte arbeitet.

Heidelberg.

Ernst Robert Curtius.

BÖHM—BOTZENMAYER—HÄMEL, *Spanische Grammatik für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht*. 8<sup>o</sup>; XVI + 67. — *Spanisches Lehr- und Übungsbuch für höhere Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht*. 8<sup>o</sup>; XVI + 133; 8 Abbildungen, 1 Karte von Spanien. — Leipzig 1925, G. Freytag.

Mit der Methode der Bücher wird sich der Pädagoge einverstanden erklären können. Im Übungsbuch schreitet der Stoff an Hand von zusammenhängenden Stücken vom Einfachen zum Schwereren fort und wird in ansprechender, leicht faßlicher Form geboten. Es ließe sich vielleicht für die folgende Auflage überlegen, ob nicht in die mit Recht stark betonten Stücke über spanische Landeskunde dadurch noch mehr Leben und Interesse hineingebracht werden kann, daß man den Lernenden sei es in Dialog- oder Sprechübung — oder anderer Form an dem Stoffe inniger beteiligt, als wie es durch eine auch noch so emphatische Beschreibung geschehen kann. — Von vornherein wird auf das charakteristisch Spanische, das von der deutschen Auffassung Abweichende durch Hinweise und starken Druck besondere Rücksicht genommen. Das Pensum selbst ist so bemessen, daß es auf höheren Lehranstalten im ersten Teile des fakultativen Unterrichts gut erledigt werden kann (die Verfasser sehen eine Fortsetzung des Werkes vor, welche die Syntax behandeln soll). Die Grammatik enthält die Phonetik, die in gleicher Form dem Übungsbuch voraufgeht, und die Formenlehre in knapper, klarer Übersicht. Hinweise im Übungsbuch erleichtern ihren Gebrauch.

Was die formelle Seite der beiden Bücher angeht, so sind verschiedene Unstimmigkeiten anzumerken, wie sie bei einer Erstauflage vorkommen können. Wenn einige von ihnen im folgenden aufgeführt werden, so geschieht es im Interesse positiver Kritik und Anteilnahme an dem Werke.

Zur Lautlehre. Sie ist sehr eingehend gearbeitet und schließt sich im allgemeinen dem bewährten Handbuch von Navarro Tomás an. Folgende Punkte scheinen mir aber einer Revision zu bedürfen:

1. als Beispiel für „abgeschwächtes e“ in *tiene* wird das deutsche Beispiel „Dinge“ aufgeführt. In diesem deutschen Wort handelt

es sich aber ganz zweifellos um den dumpfen („stummen“) e-Laut, der im Spanischen unter allen Umständen zu vermeiden ist (vgl. auch Navarro Tomás, dtsh. Ausg. S. 29). Als deutsches Beispiel könnte dagegen ungefähr der nicht dumpf gesprochene e-Laut wie in „Regierung“ in Frage kommen. Jedenfalls ist das Beispiel „Dinge“ irreführend;

2. „offenes i wie in dtsh. mit“. Dieses deutsche Beispiel wird zwar auch bei Nav. Tom. (S. 29) neben „nicht“ genannt, ist aber nicht zutreffend, da das deutsche offene i („mit“, „nicht“) mit geringen dialektischen Ausnahmen viel offener, trüber ist also das spanische „offene i“. Man sollte darum den Lernenden im Gegenteil davor warnen, das deutsche offene i zu gebrauchen; er trifft viel eher das Richtige, wenn er sich bemüht, auch in geschlossener Silbe ein geschlossenes i zu sprechen, das sich dann durch die folgende starke Konsonanz ganz von selbst genügend öffnet. Auf diesen Punkt weist übrigens auch Krüger in seiner „Einführung in das Neuspanische“ mit Recht nachdrücklich hin;

3. für stimmhaftes s (*mismo*) und stimmhaftes z (*juzgar*) ist das gleiche phonetische Zeichen z gebraucht, obgleich die Aussprache verschieden erklärt wird;

4. S. XVI nicht *señor Carlos*, sondern *Don Carlos*.

Zur Grammatik. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb die Deklination für den Lernenden dadurch erschwert wird, daß sie überflüssigerweise um zwei weitere Fälle (Vokativ *oh padre* und Ablativ *con, por, sin . . . el padre*) vermehrt wird, zumal die letztere Bezeichnung irreführend ist und vom Spanier selbst nicht verwendet wird.

S. 11: Superlativbildung mit *por demás*? Das Wb. der Akademie verzeichnet fast das Gegenteil: *por demás = en vano, inútilmente*.

S. 11: die Bezeichnung „absoluter“ Superlativ wird dadurch erklärt, daß „dieses Urteil von allen anerkannt wird“. Der latein-kundige Schüler wird dagegen die Bedeutung des Wortes „absolut“ im Gegensatz zu „relativ“ wohl nicht so erklären. Es wäre ja auch nicht einzusehen, weshalb z. B. das Urteil „Der Mulhacén ist der höchste (relativer Superl.) Berg Spaniens“ nicht von allen anerkannt werden sollte. (Vielleicht liegt eine Verwechslung mit objektiv-subjektiv vor?)

S. 21, Z. 4: statt *rais: raiz*.

S. 24: auch hier eine Neuerung, mit der man sich nicht einverstanden erklären kann: Anhängen eines Personalpron. an das Partizipium in absoluten Konstruktionen (*encontrádole* statt *habiéndole encontrado*). Bello-Cuervo, die bekannte und immer noch maßgebende „Gramática Castellana“, verbietet ausdrücklich einen solchen Gebrauch (§ 1177). Die einzige seltene Möglichkeit, in der heutigen Sprache das Pronomen dem Part. anzuhängen, besteht vielmehr nur in dem Falle einer Ellipse des Hilfszeitworts oder (sehr selten) des Dazwischentretens einer Bestimmung zwischen Gerundium und Partizipium: *Habíamos aguardado a nuestros amigos y preparádoles lo necesario. Volvieron a embarcarse, habiendo primero en la marina hincándose de rodillas* (Cerv.). S. Bello-Cuervo § 917; Hansen § 505. — Man kann ruhig behaupten, daß dieser Gebrauch durchaus veraltet und ungewöhnlich ist; jedenfalls ist seine Erwähnung, zumal in vollkommener Gleichsetzung mit der Anhängung an Inf., Ger., Imper., in einer Schulgrammatik, die im übrigen nur das Wichtigste bietet, verfehlt.

S. 28: *es el suyo de él, es el suyo de ella* ganz ungebrauchlich. Ferner: nicht *él de él, él de ella*, sondern *el de él, el de ella*.

S. 34: Erklärung *nadie* aus *ne quisdam* unmöglich!

S. 50: nicht *lavdos*, sondern *lavaos*.

S. 58: nicht *di*, sondern *di*; nicht *vi*, sondern *vi*.

S. 63: nicht *plugieron*, *plugiera*, sondern *pluguieron*, *pluguiera*. Zum Übungsbuch.

S. 13, Z. 2: nicht *sobretudo*, sondern *sobre todo*; Z. 16: nicht *fábricas de toda clase*, sondern *f. de todas clases* (dagegen *toda clase de f.*).

S. 31, Z. 11: „dann“ in der Reihenfolge nicht *entonces*, sondern *luego* oder *después*.

S. 35 letzte Zeile: „*Quien se calla otorga, niega*“ unverständlich; bekannt ist das Sprichwort: *Quien calla, otorga*.

S. 36, Z. 4: statt *de espacio*: *despacio*.

S. 43, Z. 11: statt *tricentésimo*: *trecentésimo*.

S. 54: „er ist soeben angekommen“: *acaba*, nicht *viene de llegar* ist das üblichere; letzteres, nicht *acaba*, ist also einzuklammern.

S. 57, Z. 3 von unten: nicht *crocecilla* (so auch im Wörterverzeichnis S. 115), sondern *crucecilla*.

S. 59, Z. 11 von unten: „*los vascos o éuscaros*“ unmöglich; *éuscaro* ist Bezeichnung für die baskische Sprache.

S. 62: nicht *con tal de que*, sondern *con tal que*; *siempre que* (mit subj.) nicht „stets wenn“, sondern „wofern“.

Das Wörterverzeichnis enthält hin und wieder Etymologien; diese bedürfen indessen einer gründlichen Durchsicht. Ich greife einige Beispiele heraus: S. 88 wird *reloj* abgeleitet von „griech.“ *relogion* (!); *estanque* von *stagnum*; S. 90: *borriquito* „dimin. zu *borriquo*“; S. 98: *llanura* von *planum*; S. 99: *caudaloso* von *capitale*; S. 102: *nadie* von *ne quidam* (!); *callar* von *celare*; S. 105: *jícara* aus dem arab.; S. 106: *curtir* von *corticem*; S. 114: *madrugar* von *maturare*; S. 116: *alabanza* von *ad + laudare* (!); S. 123: *manso* von *mansuetum*; *cuidar* von *curare* (!); *peculio* von *pecus*.

Münster i. W.

Th. Heinemann.

MUGEL ARTIGAS, *Don Luis de Góngora y Argote*, Biografía y Estudio Crítico, Obra premiada en público certamen por la Real Academia Española e impresa a sus expensas. Madrid 1925.

Wie in den bildenden Künsten seit Jahrzehnten beginnt nun auch in der Dichtung das Barock, das Zeitalter der Gegenreformation, das spanische Jahrhundert, eine neue Würdigung zu erfahren. Es ist nicht eigentlich ein Fortschritt der Wissenschaft, der uns, in dem Maße wie wir gegen die Renaissance ungerecht werden, dem Barock gerecht werden läßt; zu offensichtlich ist dafür der Zusammenhang mit den Anschauungen und dem künstlerischen Schaffen unserer eigenen Zeit. In der Tat war es nicht die wissenschaftliche Kritik, sondern die junge Dichtung selber, die sich zuerst auf Góngora berief und den spanischen Pindar auf den Schild erhob:

«Ya empieza el noble coro de las liras  
a preludiar el himno a tu decoro . . .»

sang, prophetisch wie nur je, um die Jahrhundertwende Rubén Darío . . . Diesem vielstimmigen Hymnus der Poeten sind die langsamer reifenden Werke der Gelehrten gefolgt, und nach den scharfsinnigen Einzeluntersuchungen von Foulché-Delbosc, Reyes,

Thomas u. a. beschert uns nunmehr der feingebildete Direktor der «Biblioteca Menéndez y Pelayo» eine ausführliche Biographie des Dichters, über den wir so wenig zu wissen glaubten. Die wichtigsten authentischen Quellen, die Akten aus des Dichters Cordubeser Amtstätigkeit, sein Briefwechsel nach seiner Übersiedelung an den Hof und die Gedichte selber scheinen dem Uneingeweihten an sich geringe Anhaltspunkte zu bieten, und es bedarf einer ständigen Vergegenwärtigung sämtlicher Dokumente, um daraus einen menschlichen Lebenslauf zu entwickeln. Auch so besitzen diese Belege die solchen Stücken innewohnende Eigenschaft einen an wichtigen Punkten im Stich zu lassen. Nur das erstaunliche kulturhistorische Wissen des Verfassers vermag uns in solchen Fällen wenigstens den Hintergrund zu zeigen, auf dem das Bild Góngoras hätte erscheinen müssen, wobei man nicht weiß, ob man daran die weitgehende Sachkenntnis oder die weise Beschränkung solcher Ergänzungen mehr anerkennen soll. Es kann sich hier nicht darum handeln, an dem Werk Kritik zu üben, dazu wäre, so schmerzlich das Geständnis ist, in Deutschland wohl niemand in stande. Abgesehen von dem umfangreichen archivarisch-bibliographischen Material, das es erstmalig verwertet und teilweise zugänglich macht — ein Abschnitt des Anhangs enthält allein 66 unveröffentlichte Briefe Góngoras — birgt es die Fülle neuer Datierungen und Berichtigungen, über die sich der profane Leser kaum Rechenschaft gibt, da der Autor nur die Tatsachen sprechen läßt und die Polemik verschmäh. Mit die wichtigsten Feststellungen dünken uns, daß der «Polifemo» wie die «Soledades» noch in Córdoba gedichtet sind und daß der vielberufene «Panegórico» auf den Herzog von Lerma nicht, wie Thomas annimmt, im Jahre 1609, sondern jedenfalls nach 1611, vermutlich sogar erst 1616 begonnen wurde, was alles im Verein mit dem Umstand, daß Góngora bis in seine letzten Jahre die volkstümliche Dichtung gepflegt hat, geeignet ist, das bisherige allzueinfache Schema seiner künstlerischen Entwicklung als willkürlich erscheinen zu lassen. Die Biographie beschließt ein verständnisvoller und doch zurückhaltender Umriss seiner dichterischen Persönlichkeit, die Artigas als Motto bereits in den bekannten horazischen Worten: „*Odi profanum vulgus et arceo. Favete linguis: carmina non prius audita . . .*“ zusammengefaßt hatte, um deren Anwendung auf den Dichter ihn jedermann beneiden muß. Er findet in Góngora zunächst, wie seine volkstümlichen Romanzen und Letrillas bezeugen, einen Poeten von stärkster ursprünglicher Begabung, der sich dann aber nicht an dem Gegebenen und Gewohnten genug sein läßt, sondern das Höchste und Außerordentliche anstrebt und so wohl am Ende gelegentlich die seiner Zeit, seiner Persönlichkeit und der Sprache gesetzten Schranken durchbricht, uns aber auf diese Weise eine Fülle erlesener Schönheit erschließt und uns in jener letzten Spannung selbst das noch oder auf immer Unsagbare ahnen läßt. Daß sich solche Dichtungen nicht an die Menge, sondern nur an die wenigen — deren übrigens am Musenhofe Philipps IV. recht viele waren — wenden konnten, versteht sich, und diese exklusive Gesellschaft bestimmt zugleich ihre aristokratische und gelehrte Eigenart, die ihrerseits dem edlen Stande und der klassischen Bildung des Dichters durchaus angemessen und natürlich war.

Durch die im wahren Wortsinne grundlegende Arbeit von Artigas ist nunmehr die eine Voraussetzung für ein kritisch-historisches, nicht länger rein intuitives Verständnis Góngoras geschaffen,

es fehlt die andere: eine vollständige und kritische Ausgabe seiner Dichtungen. Wir möchten annehmen, daß die spanische Akademie, auf deren Kosten auch dieses Werk erschienen ist, seinen bald sich jährnden 300. Todestag nicht verstreichen läßt, ohne einem Dichter jene Dankesschuld abzutragen, auf den sie sich schon in ihrem Wahlspruch — «Limpia, fija y da esplendor» — beruft. Gehört doch das Wort «esplendor» zu den zahlreichen, einst gescholtenen, heute selbstverständlichen Neubildungen, die durch ihn eingebürgert wurden, wie denn keiner der spanischen Sprache diesen Glanz in höherem Maße verliehen hat als Don Luis de Góngora y Argote.

Frankfurt a. M.

H. Petriconi.

VICTOR MANUEL MICHAELIS, *Diccionario mercantil español-alemán*. Deutscher Auslandsverlag. Walter Bangert, Hamburg 1926.

In der Reihe der bei Bangert erschienenen Kaufmannswörterbücher bedeutet das vorliegende Buch eine notwendige Ergänzung. Es ist als Gegenstück zum deutsch-spanischen Wörterbuch der Warenkunde gedacht und bietet einen unentbehrlichen Behelf für Korrespondenten und Kaufleute, denn es füllt in bezug auf die Handelsterminologie große Lücken aus, die in den bisher vorhandenen spanisch-deutschen Wörterbüchern bestanden haben. Aber nicht nur für den Geschäftsmann, sondern auch für jeden, der sich mit moderner spanischer Literatur befaßt, wird das Buch eine gute Hilfe sein, da es manche Ausdrücke enthält, die nicht allein im Handel, sondern auch im täglichen Leben eine Rolle spielen können und nach denen man besonders in mehr veralteten Wörterbüchern vergeblich suchen würde.

Wien.

Susanne Czech-Rechtensee.

ADOLF ZAUNER. *Romanische Sprachwissenschaft*. II. Teil. Wortlehre und Syntax. 4. verb. Auflage. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter u. Co., Sammlung Göschen, 1926. In 8<sup>o</sup> 130 S.

Die Neuauflage ist ein Beweis, wie lebhaftem Bedürfnis dieser geschickt entworfene Leitfaden entspricht. In gedrängter Form dem didaktischen Zwecke entsprechend, werden in diesem Teile die Ergebnisse der Wortlehre und der Syntax gegeben. Die Bedeutungslehre (§ 1—13) ist auf Grund von Wundts Sprachpsychologie gänzlich umgearbeitet. Im Weiteren (§ 14—94) sind manche Abschnitte gestrichen, andere gekürzt, durch den Druck oder durch Umarbeitung klarer gefaßt. Die Ergänzungen sind nicht sehr zahlreich (§ 34, 37, 39, 55, 83). Das Bestreben ist vorherrschend, nur sichere Regeln und Beispiele zu geben, einzelsprachliche Erscheinungen zu beseitigen. Die Syntax zeigt eine geringere Umarbeitung. Die Literatur verzeichnet nur die letzten, unveralteten Handbücher.

Budapest.

Ludwig Karl.

